L gem. 21

Philosophische Geschichte der Sprache und Schrift.

Von
Anton Joseph Dorsch
Professor der Philosophie
auf der Universität zu Mainz.

Mainz
gedrukt in der kurf. priv. St. Rochushospitalsbuchdrukkerei
durch Joh. Wirth. 1791.

61-BG7

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Much new discovery is not to looked for, in an investigation that has been ſeveral times attempted already with good ſucceſs. Yet moſt of thoſe who have gone before me in this inquiry (as far at leaſt as J am acquainted with them) have both profited by the labours of their predeceſſors and alſo made conſiderable improvements of their own. Whether I shall be thought to have done ſo in any degree, I know not.

Beattie.

Inhalt.

I Abschnitt. Philosophische Geschichte der Sprache.

1 Kap. Ursprung der Sprache.

1. Verschiedne Meinungen.
2. Festsezzung der Streitfrage.
3. Möglichkeit der menschlichen Spracherfindung.
4. Wirklichkeit derselben.
5. Widerlegung der Gründe für den göttlichen Sprachursprung.
6. Unbegreiflichkeit dieser übernatürlichen Hypothese.
7. Begreiflichkeit der natürlichen Hypothese.

2 Kap. Fortgang der Sprache.

1. Skizze der Hauptperioden einer Sprache.
2. Allmälige Entwiklung der einzelnen Redeteile.

3. Kap.

3. Kap. Verschiedenheit der Sprachen.

1. Allgemeiner Grund.
2. Besondre Gründe dieser Verschiedenheit.

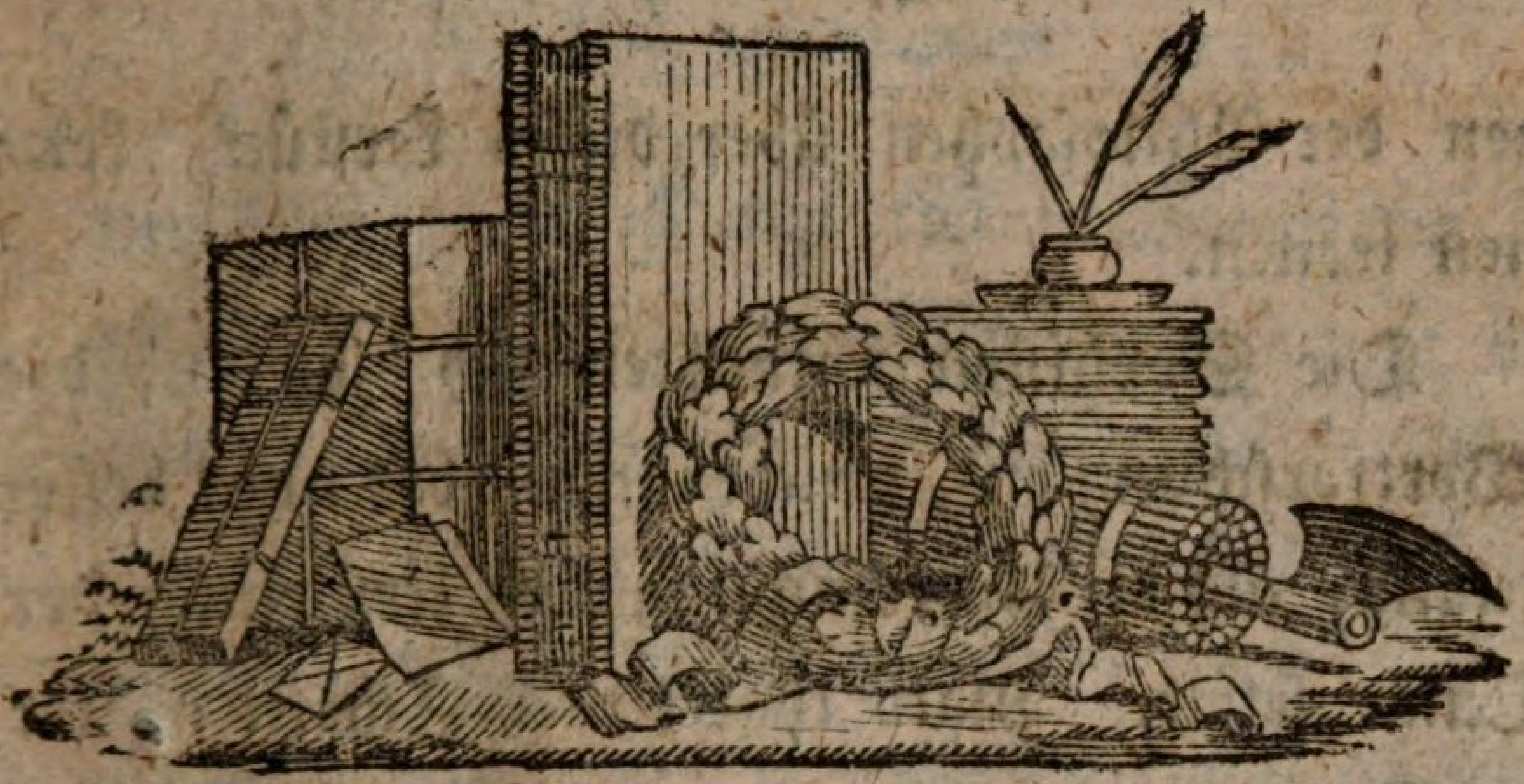
II Abschnitt. Philosophische Geschichte der Schrift.

1 Kap. Verschiedne Arten und Materialien der Schrift.

2 Kap. Stufenweiser Fortgang der verschiedenen Schriftformen.

3 Kap. Vollkommenheit einer jeden derselben.

I Ab-



I. Abschnitt.
Philosophische Geschichte der Sprache.

1. Kapitel.
Ursprung der Sprache.

1.

Die Untersuchung vom Ursprunge der Sprache ist dem Philosophen und Philologen gleich wichtig; jenem, um die Geschichte unsrer Erkenntnis pragmatisch zu studieren, diesem, um die Oekonomie der Sprache genau zu erforschen. Wir wollen zuerst die vorzüglichsten Meinun-

gen der Philosophen über dieses Lerstück kennen lernen.

Die Sophisten schränkten sich blos auf die Wortforschung ein, welche ihnen aber nicht besser gelang, als die Untersuchung vom Ursprunge der Dinge selbst. Plato that einen Schritt weiter im Dialoge Kratylus, welcher dieser Materie ganz gewidmet ist, und legte den Grund zu all den Fehden, welche in neuern Zeiten über die Entstehung der Sprache sind gefürt worden. — Prodikus, Heraklit und andere hatten vielleicht schon vor diesem Philosophen den Ursprung der Sprache zu erforschen gesucht, wovon in dem angezeigten Gespräche mehrere Spuren vorkommen; aber ihre Untersuchungen sind nicht bis auf uns gekommen. Kratylus behauptet wider Hermogenes, die Wörter hätten ihren Ursprung nicht von der Gewohnheit, sondern von der Natur; indes sei die Verknüpfung zwischen den Wörtern und bezeichneten Gegenständen zu verborgen, als daß die Menschen dieselbe hätten entdekken können: die Entdekkung derselben sei vielmehr das Werk der Gottheit, oder eines in

der

der Natur der Dinge tief eindringenden Dämons. * Platos eigentliche Meinung ist hier, wie in all seinen Werken schwer zu entziffern, und von den Meinungen andrer Philosophen zu unterscheiden. Wahrscheinlich hielt er die Sprache nicht für ein Geschenk der Gottheit, noch für einen Inbegriff natürlicher Gedankenzeichen, deren Elemente der Natur bezeichneter Gegenstände entsprechen. — Die Stoiker haben Platos Lere genüzt; aber als Männer von Genie dieselbe in ein deutlicheres Licht gesezt. Sie eigneten den Wörtern nicht nur eine natürliche Bedeutung, und jedem Buchstaben eine eigne Kraft zur Bezeichnung gewißer Arten körperlicher Bewegungen zu, sondern leiteten auch die Wörter aus der Nachahmung des Eindrukkes, welchen der Gegenstand auf das Gefül macht, vermittelst

* Dialogorum Platonis argumenta exposita et illustrata a Diet. Tiedemann Biponti 1786. S. 84. Meiners Geschichte des Ursprunges, Fortganges und Zerfalles der Wissenschaften und Künste bei den Griechen und Römern II B. VIII Buch 3 K.

telst des Schalles und der Aehnlichkeit benannter Sachen ab. — Epikur nam an, das Menschengeschlecht sei Anfangs mutum & turpe pecus gewesen; aber der Trieb, den Gegenständen Namen zu erteilen, sei demselben eben so natürlich als den Tieren der Trieb, Töne hervorzubringen, wenn Bedürfnisse sie drängen. — Dies waren die Meinungen der alten Weltweisen über den Ursprung der Sprache. Da sie uns über die Entstehung des menschlichen Geschlechtes, mit welcher das angezeigte Problem sehr zusammenhängt, nur philosophische Romane geliefert haben, so sind auch ihre Råsonnements über diesen Gegenstand äuserst dürftig und oberflächlich. Wir haben wenigstens kein einziges Datum, das uns berechtigte, anzunemen, sie hätten über die verschiedenen Arten der Wörter, über den Ursprung der Artikulation, der Abwandlungen der Zeitwörter, der Abänderungen der Hauptwörter, und über die Beschaffenheit der übrigen Redetheile philosophirt.

Die Philosophie des Mittelalters giebt keine weitre Aufklärung über diesen Gegenstand. Der größte

größte Teil der Römer blieb bei Epikurs Lere stehen, und Philosophen und Dichter suchten dessen Kosmogenie und Physik einen neuen Glanz zu geben. Vorzüglich haben Lukrez (de rerum natura lib. V.) Vitruv (de Architectura l. II. c. 1. Diodor von Sizilien (Bibl. Hist. l. I. c. 2.) und Horaz (Sermon. l. I. Sat. III. v. 97.) zur Ausbreitung dieser Geschichte und Menschengefül empörenden Lere beigetragen. Diogen von Laerte (de vitis Philosophorum lib. III.) erklärt den Ursprung der Sprache auf eine sehr natürliche Art. Empfindungen, Leidenschaften und Vorstellungen, sagt er, drückten den Menschen gleich anfangs Töne aus, nachher aber bezeichnete jedes Volk die Obiekte mit besondern Namen. Unbekannte, nicht sinnliche, Gegenstände bewirkten die Erfindung neuer Töne, deren Bedeutung der Zuhörer zuerst aus dem Zusammenhange und durch Mutmasungen erraten mußte. — Quinktilians Philosophie war von dieser ganz verschieden. Er behauptete, der Mensch habe gleich anfangs gesprochen, und die Sprache sei ein

Mitgift der Gottheit. — Die Kirchenväter und christliche Lerer fanden es nicht der Mühe wert, sich über diesen profanen Gegenstand auszubreiten. Einige derselben haben nur im Vorbeigehen die Oberfläche desselben berührt. Eusebius (Praeparat. Euangel. l. I. c. 7.) erwänt der Frage vom Ursprung der Sprache, fürt die verschiedenen Meinungen darüber an, und wagt nicht zu entscheiden. Eunomius leitete den Ursprung der Sprache von Gott ab, weil Gott noch vor der Schöpfung der Menschen redend eingefürt wird. Gregor von Nyssa (zwölfte Rede oder des zwölften Buchs zweite Abteilung) widerlegt ihn sehr komisch; es sei Gottes unwürdig, sagt er, einen Sprachmeister abzugeben. Gott habe bei der Schöpfung nicht eigentlich geredet, noch, da er keine Sprachwerkzeuge hatte, reden können; die ihm zugeschriebenen Worte wären nur Ausdruck seines Willens.

Den Schriftstellern des vorigen und vorzüglich unsers Jarhundertes blieb die Ehre aufbewart, diesen Gegenstand in seinem ganzen Umfange

fange zu behandeln. Mathäus Halis in seiner Schrift über den Ursprung der Menschen macht die Engel, welche dem ersten Menschen Gottes Befele überbrachten, zu Lerern, von welchen derselbe die Töne gelernt habe. Unerträglicher, als diese Hypothese, ist der armselige tierische Menschenton im Munde des Schöpfers, welchem Briam Walton, der unsterbliche Herausgeber der Polyglotten, den Ursprung der Sprache zuschreibt. Der erste Mensch hat nach ihm die Sprache durch ein Wunder besessen, und diese ist von ihm auf seine Nachfolger durch Nachahmung und Unterricht übergegangen. * Der Abt Kondillac (Essai sur l'Origine de connoissances humaines) urteilt anders. Noch vor Entstehung der Sprache, verteidigt er, lebten die Menschen schon in gesellschaftlichen Verbindun-

* Richard Simon (Hist. Critiq. du V. T. l. 1. c. 14. 15.) Cordemoy (Tract. de loquela) Boysen (Theol. Br. B. II Saml. 2) verteidigen ebenfals den menschlichen Sprachursprung.

bindungen. Sie verabredeten sich, gewiße Zeichen zur Mitteilung ihrer Gedanken und Empfindungen zu mälen. Die erste Sprache war daher nicht blos natürlich, sondern auch willkürlich und konventionell. — Wider diese oberflächliche Erklärung hat Rousseau (discours sur l'origine et les fondements de l'inegatilè parmi les hommes I Part. p 88. Ed. deuxponts, ein für die Geschichte der französischen Statsrevoluzion äuserst intereßantes Werk) wichtige Einwürfe gemacht. Da nach ihm weder die Notwendigkeit artikulirter Laute, noch die Möglichkeit ihrer allgemeinen Einfürung sich beweisen lassen, so hält er's für ganz unbegreiflich, wie die Menschen die Sprache hätten erfinden können. Indes behauptet er in einem spätern Aufsaze (Essai sur l'Origine des langues p. 166), daß wir den Ursprung der Sprache nicht den ersten Bedürfnißen der Menschen z. B. dem Hunger und dem Durste, sondern den Leidenschaften, der Liebe, dem Zorne, dem Mitleiden schuldig sein. Von Maupertuis (dissertation sur les differens moyens, dont les hommes se

sont

sont servis pour exprimer leurs Idées. Oeuvres de Maupertuis T. III Ed. Lyon. deutsch in Hismanns Magazin der Philosophie und ihrer Geschichte I B. n. 2) läßt die erste Sprache aus einigen wenigen Bewegungen und Tönen als Ausdrükken der weniger dringenden Bedürfniße, auf welche sich das Leben der ersten Menschen einschränkte, bestehen, später hin verband man, nach ihm, mit dieser rohen Natursprache verabredete Bewegungen und Töne, am spätesten fiel man auf die Art des Ausdrukkes, welcher von Bewegungen und Naturtönen ganz unabhängig, nur aus gebildeten Lauten besteht. — Der Präßident von Broßes (Traité de la formation méchanique des langues et des principes physiques de l'Etymologie. Paris 1765 2 Tom. 12. deutsch von Hismann, Leipzig 1777. 8.) sucht aus der ersten Entwikklung der Organen und aus dem natürlichen Vermögen, die Artikulation der Werkzeuge zu verändern, den Ursprung der Sprache zu erklären. — Die Fehde, über den Sprachursprung ward auch unter den Deutschen auf verschiedne Art gefürt.

Michaelis und Karpov eigneten diese Erfindung den Menschen zu. Jener fand an Formey, dieser an Süßmilch seinen Gegner. Michaelis (in den Zusäzzen seiner Preisschrift) findet nicht den geringsten Widerspruch an der menschlichen Erfindung der Sprache. „Der Hang, sind seine Worte, Begriffe mit Tönen zu verbinden, ist dem Menschen natürlich, und hätten wir bei unsrer Geburt keine vollkommen eingerichtete Sprache gefunden, so würden wir uns selbst eine gebildet haben." Er äuserte zugleich den Wunsch, daß die Akademie einen neuen Preis auf die Frage sezzen möchte: Wie kann die Sprache bei Menschen, welche damit nicht versehen sind, entstehen, und durch welche Stufen kann sie zur Vollkommenheit aufsteigen, in der sie sich izt findet? Ihm erwiederte der beständige Sekretär der Akademie (Abhandlung über den Ursprung der Gesellschaft und der Sprache. Berlin 1763), der Mensch sei von Natur unfähig zur Erfindung, selbst der einfachsten Sprache, und der Dinge, welche zur Befriedigung seiner Bedürfniße am nötigsten sind; daher

sei

sei eine Untersuchung der Art und Weise, wie die Sprache entstehen, und zur mehrern Vollkommenheit gelangen würde, schlechterdings unmöglich. Karpov (Meditatio Philosophica ac critica de lingua eiusque Perfectione Methodo scientifica adornata. Francofurti & Lipsiae 1743. 4. Vindiciae Meditationis de lingua. Ienae 1744. 4.) hält dafür, die Tiere haben zu Lerern gedient, welchen Gebrauch die Menschen von ihrer natürlichen Sprachfähigkeit machen sollten. An der menschlichen Spracherfindung läßt sich seiner Meinung nach nicht zweifeln, da die Menschen das Vermögen, Töne hervorzubringen, in ihrer Gewalt haben, und die Notwendigkeit des Gebrauchs derselben bald einsehn mußten. — Sein Schüler (Süsmilch (Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern vom Schöpfer allein erhalten habe. Berlin 1766. 8) versuchte eine Widerlegung der Karpovischen Gründe und den Erweis der entgegengesezten Meinung. — Mendelsohn (in den Anmerkungen zu seiner Uibersezung von Rousseaus

Abhand-

Abhandlung über die Ungleichheit der Stände, Berlin 1756. 8) stimmt mit Karpov überein, daß die Sprache mit Nachahmung des Thiergeschreies begonnen habe. Dies, glaubt er, ließ sich durch das Zeugnis aller Sprachen beweisen, in denen die Spuren von so viel Tiertönen unleugbar sind. — Diese Fehden nun veranlaßten die Akademie zu Berlin, die Preisfrage auf das Jar 70 aufzuwerfen: Ob Menschen, ihren natürlichen Fähigkeiten allein überlassen, im Stande sein würden, eine Sprache von selbst zu erfinden. Herders Schrift, von der im vorigen Jare eine neue Auflage zu Berlin erschien, verdiente vor allen gekrönt zu werden. Er untersuchte in zwei Teilen, Ob und Wie die Menschen eine Sprache erfinden könnten. Plouquet (de origine sermonis, einzeln gedrukt 1770, von neuem aufgelegt in der Sammlung seiner philosophischen Schriften. Utrecht 1781. 4. S. 293.) nimmt an, die Menschen haben zwar eine Sprache erfinden können, aber zur wirklichen Entstehung derselben habe doch Gott unmittelbar konkurrirt. — Tetens (philosophische Versuche über

die

die menschliche Natur I Band, Anhang zum IX Vers. und über den Ursprung der Sprache und der Schrift. Büzow und Weimar 1772. 8.) giebt Herdern die Möglichkeit, aber nicht die Notwendigkeit einer menschlichen Spracherfindung zu. Zwischen den zwei entgegengesezten Meinungen, von denen die eine zu wenig, die andere zu viel den menschlichen Fähigkeiten einräumt, weis er einen klugen Mittelweg zu treffen. Die Kräfte zur Erfindung der Sprache liegen im Menschen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß nicht eine oder die andere Ursache von den vielen, welche auf die Naturkräfte des Menschen wirken, die Entwiklung derselben veranlassen sollte. — Tiedemann (Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache. Riga 1772. 8.) hat das Problem aus einem neuen Gesichtspunkte vorgestellt. Er schikt der Untersuchung, wie die Menschen eine Sprache erfinden konnten, und wahrscheinlich eine erfunden haben, die Theorie von der Natur, den Eigenschaften und Bestandteilen der Sprache voraus, nach welcher man den Ursprung der Sprache in die Reihe der menschli-

chen Erfindungen sezzen muß. — * Der Verfasser der Schrift: Entwurf zur ältesten Erd- und Menschengeschichte, nebst einem Versuche, den Ursprung der Sprache zu finden. Frankfurt und Leipzig 1773. 8. hält die Sprache, wie das Menschengeschlecht, für ewig. Die Aeltern, sagt er, haben die Jüngern die Sprache gelert, ohne daß man Einen unter den Menschen als eigentlichen Erfinder der Sprache, bis ins unendliche hinaus, angeben könnte. So wird auf einmal die Frage in eine unzugangbare Sphäre versezt, und dem menschlichen Forschgeiste entrissen. — Fulda ** der große deutsche Sprachforscher

* Uiber die bisher angezeigten Theorien findet man viel lerreiches in Zobels Gedanken über die verschiedenen Meinungen der Gelerten vom Ursprunge der Sprache. Magdeburg 1773. 8.

** Dieser Mann von so ausgezeichnetem Verdienste starb im vorigen Jare. — Er war von wenigen Freunden warm geliebt und bewundert, vom Publikum kalt geachtet, vom Vater-

forscher behauptet, (die Sprachgeschichte ein Verfolg der Geschichte der Völker und der Erde. Meusels historische Untersuchungen. Nürnberg 1779 III St. n. 3) die Sprache sei nicht göttlich, nicht vernünftig, nicht ewig, nicht blos nachgeahmt, sondern ein Werk der Natur und Einbildung, und daß sie öfter, wo nicht ganz, doch

---

Vaterlande kärglich belont. Bei seinem kleinen Einkommen und seiner großen Gastfreiheit konnte er für die Vermögensumstände seiner Familie wenig thun. Ein edler biedre Deutscher, den das Publikum schon bereits als Schriftsteller von einer sehr vortheilhaften Seite kennt, hat eine Revision der kleinen zerstreuten und ungedruckten Fuldaischen Schriften übernommen, und wird damit zum Beßten der Familie nächstens das Publikum beschenken. Noch ist unter den Manuskripten des Seligen ein mit vielem Fleise und genauer Kritik ausgearbeitetes Werk über das Alter der Schriftbücher des alt. Test. nach Eichhorn, dessen baldiger Herausgabe alle Freunde der Bibelkunde entgegen sehn müßen.

doch zum Teile immer wieder entstanden sei. — Von Irwings Erklärung des menschlichen Sprachursprungs (Erfarungen und Untersuchungen über den Menschen II B. § 140) empfielt sich vorzüglich dadurch, daß dieser tief eindringende Psycholog zugleich auf die Entstehung unsers Geschlechtes, eine mit der Sprachgeschichte so innigst verbundene, und doch von so vielen Sprachforschern vernachläßigte, Untersuchung, Rüksicht nimt. — Monboddos Werk (of the origine and Progreſs of language. Edinburg 1773 — 1776. übersezt von Schmid II Bände Riga 1784. 85. 8) gehört nach Herders, eines sehr kompetenten Richters, Zeugniße unter die vorzüglichsten Schriften dieser Materie. Er handelt in drei Teilen von Entstehung, vom Fortgange und dem Zerfalle der Sprache. Die Sprache ist, nach ihm, dem Menschen nicht natürlich, sondern Wirkung erlangter Fertigkeit, und diese, Folge des bürgerlichen Lebens. — Einer andern Meinung war sein Landsmann Beattie (Theory of language in den dissertations moral and critical.

cal. London. 1783. 4. S. 233., deutsch von Karl Große. Göttingen 1790.) Vernunft und Geschichte, wähnt er, lerten, daß unsre ersten Eltern die Sprache durch Inspiration erlangt hätten. Der Mensch im tierischen Zustande hat nach ihm kein Bedürfnis und keine Fähigkeit zur Spracherfindung. Als Kind konnte er sie nicht erfinden; indem dieses Alter keiner Erfindung fähig ist; auch hat er sie nicht im männlichen Alter erfunden, wie die Beispiele von wilden, in Wäldern unter Tieren aufgewachsenen, Menschen, beweisen.

Dunbar (Versuche über die Geschichte der Menschheit in rohen und gesitteten Zeitaltern, Leipzig 1781. II Vers.) hält die Sprache für das Werk fortschreitender Bemühungen des menschlichen Geistes. Ihr Ursprung ist teils natürlich, teils künstlich; in iener Hinsicht das Werk der Vorsehung, in dieser das Werk des Menschen; natürlich, in so weit die Sprache aus Natur- und nachgeahmten Tönen besteht, künstlich, in so weit sie Töne, welche der Wizz und Scharfsinn erfunden haben, enthält. — Ade-

lung (Uiber den Ursprung der Sprache und den Bau der Wörter, Leipzig 1781, und Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechtes. Leipzig 1782. §§. 6 u. 7.) nimmt unter den Verteidigern des menschlichen Sprachursprunges den vorzüglichsten Rang ein. Bekannt mit dem Gange, welchen die ungebildete Sele des noch ganz isolirten Naturmenschen nimmt, versuchte er auf diesem noch unbetretenen Wege die Auflösung dieser Frage. Er zergliederte die Wörter mehrerer Sprachen, besonders der deutschen, sonderte das Wesentliche und Ursprüngliche vom Zufälligen und Spätern sorgfältig ab, und stieg bis zu den ersten Begriffen und menschlichen Ausdrükken auf. — Steeb (Uiber den Menschen nach den hauptsächlichsten Anlagen in seiner Natur III B. 2 K.) hat nicht nur die wichtigsten Sisteme über den Ursprung der Sprache entwikelt, sondern auch richtig beurteilt, und mit eignen Reflexionen begleitet. — Der neueste Schriftsteller in dieser Materie ist Michäler (de origine linguae cum primaria tum et speciali, Commentatio. Vi-

enna.

ennae 1788, 8.) Der Plan zu dieser Abhandlung war schon vor sechszehn Jaren entworfen. Seine Meinung ist: Der erste Mensch habe die Sprache natürlich und allmälig erfunden; aber doch unter der Leitung Gottes. Indes hat sich der Verfasser nicht erklärt, welch einen Begriff er mit dieser Bedingung verbinde. Wir können diese schon sehr weitläuftige Anzeige nicht schließen, ohne der schönen Betrachtungen zu erwänen, welche H. Probst Zöllner (Uiber spekulative Philosophie, Berlin 1789. 8.) über Entstehung und Ausbildung der Sprache mit dem diesem Verfasser so ganz eignen Scharfsinne und eigner Eleganz angestellt hat.

2.

Die Geschichte der verschiednen Meinungen über den Ursprung der Sprache läßt zwei Hauptshypothesen unterscheiden, von denen die eine einen übernatürlichen, göttlichen, die andre einen natürlichen, menschlichen Ursprung verteidigt. Das Wort Natürlich wird hier dem Geoffenbarten, aber nicht dem Erworbenen entgegengesezt. Die-

jenigen, welche dem Menschen diese große Erfindung zueignen, teilen sich wieder: Einige halten die Erfindung der Sprache für ein bloses Werk des Zufalles, andere für eine notwendige Folge von der Einrichtung der materiellen und geistigen Beschaffenheit des Menschen, andere wieder für eine Frucht des gemeinschaftlichen Einverständnisses über wilkürliche Laute, und endlich andere suchen diese verschiednen Erklärungen mit einander, so viel möglich, zu verbinden. Vor allem wollen wir die Streitfrage genau zu erörtern suchen.

Da der Schluß von der logischen und reellen Möglichkeit einer Sache auf ihre Existenz nicht gilt, so muß man auch die Möglichkeit einer menschlichen Spracherfindung von der Wirklichkeit derselben genau unterscheiden. Es giebt Philosophen, welche dem Menschen das Vermögen, eine Sprache zu erfinden, nicht absprechen, und doch annemen, daß ihm dieselbe durch Offenbarung sei mitgeteilt worden. Diese Meinung hat nichts ungereimtes. Man weis, daß

die

die leichtesten Erfindungen, unter welche die Erfindung einer Sprache gewiß nicht gehört, Jarhunderte lang unentdeckt geblieben sind. Dasselbe hätte sich auch mit Erfindung der Sprache eräugnen können. Um nun den Liebling der Schöpfung um so eher in den Genus seiner Kräfte zu sezzen, konnte ihm das hiezu erfoderliche Mittel, die Sprache, durch übernatürliche Hilfe mitgeteilt worden sein, deren Erfindung ihm nur erst später, nach Verlaufe mehrerer Jarhunderte vieleicht, möglich gewesen wäre.* Die Möglichkeit sowol, als die Wirklichkeit dieser Erfindung kann aber, wenn sie den Menschen zugeeignet werden soll, nur solchen zugeeignet werden, welche mit ordentlichen Sprachwerkzeugen versehen, und im Stande der Gesellschaft

* Klügels Encyklopedie I Teil. Berlin und Stetin 1782. S. 397. — Zobel l. c. S. 131. und Meusel in der historischen Litteratur 1782. II St. S. 82 scheinen diese Erklärung übersehn zu haben. Man vergleiche Leßings Zusäzze zu Jerusalems philosophischen Aufsäzzen. Braunschweig 1776. S. 105.

sind. Menschen mit verdorbenen Sprachwerkzeugen, oder auch Stumme werden nie eine Sprache erfinden. Das Sprachvermögen äusert sich nur, wo es Organe antrift. So lange diese unentwikelt sind, gibts nur verhältnißmäsig einfache Töne. Die Versuche mit Stummen leren deutlich, daß das Gehör zur Sprache wesentlich notwendig sei, daß Mangel an Gehör auch Mangel an der Sprache nach sich ziehe. Jeder Sprechende muß wenigstens das innere Gehör durch die Eustachische Röre behalten, wenn seine Sprache deutlich bleiben soll. Der so nahe an den Menschen grenzende Orangoutang kann keine Sprache zu Stande bringen, indem ihm selbst die Fähigkeit zur Rede durch eigne Seitensäkke, welche die Natur an seine Luftröre hing, benommen ist, ungeachtet er mit dem Menschen die Stimmwerkzeuge gemein hat. *

Das

* Bei dem Orangoutang dringt die Luft aus den Lungen längst der Luftröre, so bald sie die Rizze des obern Teiles der Luftröre vorbei gelaufen ist, in die zwei Säkke durch die zwei häutigen Rö-

Das Bedürfnis zu sprechen ist Folge unsrer Bestimmung zum gesellschaftlichen Leben. Isolirte Menschen sind nicht im Stande, durch eine

---

Rören ein, und da sie durch diese zwei Oefnungen hinter in den Mund läuft, ist sie nicht mehr geschikt, sich zu Tönen zu bilden. Campes kleiner Schriften I B. 2. St. übersezt von Herbell. Leipzig 1784 S. 80. -- Es ist wahrscheinlich, daß nicht nur Selenschwäche, wie Buffon im II T. seiner Naturgeschichte dafür hält, sondern Mangel oder Unbiegsamkeit der Sprachwerkzeuge Ursache sein, daß Tiere überhaupt, einige Vögelarten ausgenommen, zur Nachahmung artikulirter Töne unfähig sind. Man vergleiche hiebei Hißmanns Anmerkung zu einer Stelle seines übersezten Brosses II B. S. 8. Mutmaßen läßt sich indes doch, daß auch unter den Tieren einer Art eine wechselseitige Mitteilung statt finde. Wie verschieden sind nicht z. B. die Töne, mit denen die Henne ihre Jungen zum Fressen lokt, mit denen sie vor dem in der Luft schwebenden Raubvogel warnt, oder durch die sie dem Hane ihre Liebe ausdrükt? In das Geheimnis dieses tierischen Ein-

Manchfaltigkeit von Beziehungen, ihre Kräfte zu äussern, haben keine Veranlassung zur Uibung ihrer Sprachwerkzeuge, und besaßen daher nie eine andere Sprache, als die tierische. Schikt den Menschen allein in die Wüste, sagt Ferguson, und er ist eine Pflanze, die von ihrer Wurzel losgerissen ist: die Form mag bleiben, aber iede Fähigkeit senkt das Haupt, und welkt dahin: Person und Karakter des Menschen hören auf. Nur einige Beispiele dieser Wahrheit. Herodot im II Buche seiner Geschichte erzält, daß Psammitichus, dieser um

---

Einverständnisses wird der Mensch so wenig eindringen, als sich selbst Wesen höherer Gattung verständlich machen. Aber keine Tierart dehnt die Sprache weiter aus, keiner kömmt sie als eigenthümliches und ausschliesendes Vorrecht zu, als dem Menschen. Keine Tierart bedarf aber auch so sehr der Sprache, als er. Wäre ihm, wie jener, das Maas der Begriffe gleich anfangs genau bestimmt, so würde auch seine Sprache, wie die tierische fest und unveränderlich geblieben sein.

um die Kultur Egyptens so sehr verdiente König, mehrere Knaben unter Ziegen habe auferziehn lassen, um die Ursprache kennen zu lernen, worüber sich Egypter und Phrygier so sehr stritten. Aber sie gaben keine andere Töne von sich, als Bekkos d. h. die Töne der Ziegen. Doch diese Erzälung sieht einem Märchen sehr ähnlich. Akabar, König in Hindostan, ließ zwölf Kinder mit einer Amme und einem stummen Thürhüter in ein Schlos einsperren, und zwölf Jare in demselben aufbewaren. Nach dieser Zeit sezte er sie wieder in Freiheit; aber sie verstanden keine andere, als Gebärdensprache. (Carpov l. c. § 40) Jene Knaben in Polen, welche unter Bären aufwuchsen, brummten wie Bären, und das Mädchen Le Blanc in Chalon hatte nur thierische Sprache. (Koenig Schedisma de hominum inter feras educatorum Statu naturae solitario: Hannouerae 1730. 4. und Schrebers Säugethiere I Teil S. 31. u. f.) Tritt der Mensch aus der Gesellschaft, so verliert er die Kenntnis der Sprache. So gings dem Schottländer Selkirch, welcher

fünf Jare einsam auf der Insel Juan Fernandez gelebt hatte. Aber welch eine Gesellschaft wird zur Spracherfindung erfodert? Kondillac und von Broßes glaubten, eine Gesellschaft von Kindern reiche schon zu. Aber leren nicht die angefürten Beispiele, daß Kinder ohne Unterricht keine Sprache erlernen; daß die Sprache sich erst mit der Vernunft entwikle, und dann erst die Sele ihre erlangten Begriffe der Zunge zum Aussprechen übertrage? Wir fodern aber zu Spracherfindern nicht ausgebildete, mit vorzüglichen Talenten und ausgebreiteten Einsichten begabte Menschen, nur solche, welche bereits zur vollen Stärke ihrer körperlichen Kräfte und zur lebhaften Wirksamkeit ihrer Sele gekommen sind. Die Erfindung der Sprache kann auch nicht eine Gesellschaft im strengen Sinne des Wortes, nicht eine politische Societät voraussezzen, wie Monboddo dafür hält, indem das Band einer bürgerlichen Gesellschaft erst vermittelst der Sprache geknüpft wird. Es bleibt also nur noch eine häusliche, freilich sehr unvollkommne Gesellschaft übrig, welche aus Jägern,

gern, Hirten oder Fischern bestehen kann. In solch einer Gesellschaft mag der erste Keim zur menschlichen Sprache aufblühen, der nur in einer vollkommnern zur Reife gedeihet.

Noch müssen wir des doppelten Gesichtspunktes erwänen, aus welchem das Problem von Entstehung der Sprache betrachtet werden kann. Diese Untersuchung wird entweder historisch oder philosophisch gefürt; je nachdem Urkunden und Tatsachen, oder die Natur des menschlichen Gemütes und der Sprache erwogen werden. Bei den seltnen, zerstreuten und zu wenig bearbeiteten Datis, welche die Geschichte der Menschheit über den Ursprung und Fortgang der Sprache enthält, ist die Anreihung dieser Frage an den Geschichtsfaden äusserst schwer und sogar unmöglich. Die Menge philosophischer Romane, in welche dieser Gegenstand eingekleidet ward, vermehrt die Schwierigkeit, und macht den Gang des Geschichtschreibers äusserst schwankend und ungewiß. Diese Geschichte greift überdem in die Religionsgeschichte ein, deren erste Anfänge

durch die Vielheit sich einander durchkreuzender Kommentatoren so verworren geworden sind: denn die Geschichte vom Paradiese und vom Thurmbaue zu Babel ist noch immer in unzugangbares Dunkel gehüllt. Es scheint daher am zwekmäßigsten, den Geschichtgang hier zu verlassen, und mit Vorbeigehung aller unnüzen, mehr Verwirrung als Aufklärung veranlassenden Hypothesen, die Natur des menschlichen Gemütes zu untersuchen, und zu prüfen, ob die Kräfte desselben zureichen, die so notwendige und nüzliche Sprache zu erfinden.*

3.

Der Mensch besizt das Vermögen, auch unabhängig von der Sprache zu Vorstellungen zu gelangen, dieselben zu bezeichnen, und vorzüglich Töne zu Zeichen seiner Vorstellungen zu wälen. Anläße, Gebrauch von diesem Bezeichnungsvermögen zu machen, bieten sich häufig im Stande

* Diese Untersuchung ist nun dadurch vorbereitet, da ich bereits im VI Hefte meiner Beiträge die Beschaffenheit der Wortsprache erforscht habe.

Stande der Gesellschaft an. Von der Wahrheit dieser Säze hängt die Möglichkeit der menschlichen Erfindung einer Sprache ab.

Daß auch dem sprachlosen Menschen Vorstellungen, und also auch Vorstellungsvermögen zukommen, – Prädikate, welche wir sogar den Tieren nicht absprechen – bedarf keines Beweises. Die Frage ist vielmehr: welche Vorstellungen besizt der Mensch auch unabhängig von der Sprache; sind sie von der Art, daß sich aus ihrer Wirkung die Möglichkeit einer Spracherfindung begreifen läßt? — Unsre Vorstellungen teilen sich in Beziehung auf das Vorgestellte (den Inhalt, die Materie) in Anschauungen und Begriffe. Jene beziehen sich unmittelbar auf einen Gegenstand, diese mittelbar, vermittelst der mehreren Dingen gemeinschaftlichen Merkmale. Anschauungen ohne Begriffe sind unverständlich, Begriffe ohne Anschauungen sind leer. Nur aus Verbindung derselben miteinander in der Einheit des Bewußtseins, oder aus Beziehung einer Vorstellung auf einen bestimmten Gegenstand, entsteht Erkenntnis. Daß auch dem sprachlosen Menschen Anschauungen zukommen, folgt aus der

Beschaffenheit derselben. Die empirischen Anschauungen sind Folgen von Empfindungen, und entstehen also unabhängig von artikulirten Zeichen. Um das Manchfaltige einer vor mir liegenden Rose, ihre verschiednen Eindrükke auf den äusern Sinn wahrzunemen, bedarf es keiner Sprache. Aber auch zu Begriffen gelangt der Mensch unabhängig von der Sprache. Das, was in mehrern Gegenständen öfters vorkömmt, drükt sich tiefer ein, als das, welches weniger und seltner erscheint. Das Gemeinschaftliche bleibt, das Individuelle verschwindet. Der Begriff des Baumes entsteht z. B. aus Sammlung desienigen, was in mehrern Individuen, die wir Bäume heisen, gemeinschaftlich sich findet, aus der Vereinigung von Blättern, Zweigen, Früchten u. s. w. Die erstern leichten Abstraktionen können ohne Bezeichnung anderer Sinne in der Einbildungskraft aufbehalten werden. Blüten, Blumen, Früchte sind Aehnlichkeiten mehrerer empirischen Vorstellungen, deren Teile in starkem Zusammenhange stehen, und die sich als Ganze deutlich genug im Gemüte unterscheiden würden, wenn wir auch gleich ihre äusern

Bezeich-

Bezeichnungen entbehren müßten. So entsteht eine Reihe von Vorstellungen; es werden Urteile, Schlüsse erzeugt, ohne daß es nötig wäre, diese Vorstellungen durch andere sinnliche Merkmale, dergleichen die Töne sind, besonders auszuzeichnen. Freilich sind diese abstrakten und allgemeinen Vorstellungen, und die auf dieselben gegründeten Urteile niedrer Art, aber sie sezzen doch Spontaneität des Gemütes voraus, und reichen unter dem begünstigenden Einfluße äusrer Verhältniße zur Erfindung der Sprache zu. Um sich noch mehr zu überzeugen, daß es auch ohne Worte möglich sei, Verstandesoperationen hervorzubringen; daß die Erkenntnißsphäre des sprachlosen Menschen nicht so sehr eingeschränkt sei, wie man gewönlich vorgibt, wollen wir einige Beispiele von Taubstummen einer nähern Betrachtung unterwerfen. Ihre Mienen, Geberden und Handlungen beweisen sehr deutlich, daß sie durch Analogie ihrer Empfindungen zu Begriffen gelangen, welche wir größtenteils durch artikulirte Töne erhalten; — daß sie diese Begriffe an einander reihen, zu künftigem Gebrauche in sich aufbewaren, und daraus richtige Urteile

teile und Schlüße ziehen; wenn wir gleich nicht wissen, wie weit sie es in Erlangung solcher analogen Begriffe bringen könnten. Der Taubgeborne bei Diderot (lettre sur les Sourds et Muets. Oeuvr. de Diderot Tom. II. Londres 1772. p. 196.) erstaunte beim Anblike der Kastelschen Farbenmaschine; aber er blieb nicht beim blosen Staunen, mit welchem ein frappanter Gegenstand die Sele des Weisen, wie des Dummkopfs, füllt; er forschte nach der Bestimmung dieses Instrumentes. Der Erfinder desselben schien ihm auch ein Taubgeborner gewesen zu sein, dem das Klavier zur Unterhaltung mit andern Menschen gedient habe. Jeder Schattirung auf diesem Farbeninstrumente eignete er den Wert eines Buchstabens im Alphabete zu, durch deren geschikte Verbindung vermittelst der Finger der Urheber dieser künstlichen Maschine Wörter, Säzze und überhaupt einen ganzen Dialog in Farben bilden könnte. Er gieng noch weiter; er glaubte nun auf einmal die Bedeutung der Musik und der musikalischen Instrumente zu fassen; jene hielt er für einen besondern Ausdrukk der Gedanken, diese für eigne Sprachwerkzeuge unter bil-

denden

denden Händen. Wie viel Tiefsinn, wie viel Wahrheit in dem Urteile dieses sprachlosen Menschen! Ein anders Beispiel von den guten Einsichten und der richtigen Urteilskraft der Taub- und Stummgebornen gibt die Geschichte von Karl Friedrich Mertens, einem fünfzehnjärigen Jungen aus dem Chariteehause in Berlin. „Er schien es zu wissen, (Moriz Magazin zur Erfarungsselenkunde I B. 1 St. S. 48.), daß ihm ein Sinn mangle, indem er allemal mit dem Kopfe schüttelte, und eine betrübte Miene machte, so bald man auf das Ohr zeigte. Auch schien er den Mangel der Sprache zu empfinden, und bezeigte eine große Begierde reden zu lernen. Er verstand die kleinsten Werkzeuge, wodurch man ihm eine Sache deutlich zu machen suchte. So konnte ich z. B. die Figur des, so wie es geschrieben aussieht, dazu nüzzen, um ihn dadurch zu errinnern, daß er die Zunge an den Gaumen zurükziehn müße, weil diese Figur zufälliger Weise etwas ähnliches darstellet. Noch muß ich das Gedächtnis dieses Taubstummen betreffend hinzufügen, daß er sich nach geraumer

Zeit des vergangenen sehr lebhaft errinnern kann, wie aus folgendem Umstande erhellet. Vor einem Jare lief er noch wild auf der Straße herum, und da ich einmal mit einem iungen Menschen auf einem Kahne fuhr, half er nebst noch einem Knaben für Geld mit rudern, indes ich mit dem iungen Menschen in einem Buche las. Dieser iunge Mensch besuchte mich einmal, und ich fing an, in Beisein des Taubstummen mit ihm in einem Buche zu lesen, als dieser sich sogleich an alle Umstände des Kahnfahrens zurükerrinnerte, und uns durch viele, sehr verständliche Zeichen seine Ideen deutlich machte. Seine Einbildungskraft ist deutlich und richtig. Er bezeichnet fast alle Leute, die er gesehen hat, durch Mienen und Gang. Dabei ist zugleich seine Beurteilungskraft so gut, daß ihm nicht leicht iemand ein Blendwerk vormachen, oder ihm durch etwas einen leeren Schrek einiagen, und ihn aus seiner Fassung bringen könnte." — * Zur Entstehung

* Wie sehr wäre es zu wünschen, daß wir die Geschichte mehrerer Taubstummen besäßen, um die Fülle und Leere des menschlichen Geistes vor dem

hung der Sprache wirken, ausser den bereits angezeigten Kräften der Sele, noch Instinkte, der Hang zur Narung, Wizz, Einbildungskraft und Scharfsinn. Nur Fähigkeiten, welche in iedem Menschen bei Erwerbung der ersten Sprachkenntnisse sich äussern, sind von den ursprünglichen Stiftern der Sprache in Tätigkeit gesezt worden. **

Dem Menschen kömmt das Vermögen zu, seine Vorstellungen zu bezeichnen. Die Unabhängigkeit der sinnlichen Gegenstände

 vom

dem Ursprunge der artikulirten Sprache und die stufenweise Entwiklung der Vorstellungen in ihrer Sele bestimmen zu können! Einige Philosophen, denen es vorzüglich Ernst ist, das Gebiet der Selenlere zu berichtigen und zu erweitern, sammeln sorgfältig Geschichten und Mähren von Ahndungen, Zaubereien und Gespenstererscheinungen. Möchten sie doch auf diesen so reichhaltigen Gegenstand ihre Aufmerksamkeit richten!

** Einige Philosophen nemen bei Entwiklung der Sprachgeschichte gar keine Rüksicht auf die Selenkräfte, z. B. Epikur, Diodor, Hobbes und

vom Gemüte macht es unmöglich, die Empfindungen und Anschauungen so oft zu erneuern, als wir wollen. Es bleibt daher kein anders Mittel, um die Gegenstände selbst, oder das, was wir bei ihrer Gegenwart empfunden haben, gleichsam in unsre Gewalt zu bringen, als ihre Vorstellungen an gewisse Zeichen zu knüpfen. Wie nun die Merkmale der Dinge in der Natur nie isolirt erscheinen, so auch die Vorstellungen im Gemüte nicht. Deswegen gesellt sich ein Merkmal zu dem andern, und eine Vorstellung erwekt

und Rousseau. Andere sehn bei Erzeugung der Sprache blos auf den Einfluß des Empfindungsvermögens, wie Kondillac, Tiedemann und des Broßes; Andere blos auf den Einfluß der Besonnenheit und der Vernunft, wie Herder. Lord Monbodd'o behauptet, Empfindungsvermögen und Vernunft sein nur durch den Einfluß der Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in die zur Spracherfindung notwendige Wirksamkeit gesezt worden. Tetens ist derselben Meinung, und sie hat auch die gröſte Wahrscheinlichkeit.

erwekt die andere. Daher, daß ein Merkmal Zeichen eines andern Merkmals, oder eines ganzen Gegenstandes, eine Vorstellung Zeichen einer andern einzelnen, oder Totalvorstellung wird. Unter den Eigenschaften, unter welchen mir die Erscheinung des Steines gegeben ist, bemerke ich vorzüglich seine Härte; mit ihr verbinde ich nun die Vorstellung der übrigen Beschaffenheiten, welche meine Sinne an ihm wahrnehmen. Die Härte wird daher Zeichen aller Eigenschaften des Steines; diese partielle Vorstellung dient zur Bezeichnung der Totalvorstellung. Das zum erstenmal von mir gesehene Tier gibt einen schreklichen Laut von sich. Dieser reißt sich gleichsam von den übrigen Eigenschaften, welche die Erscheinung des Tieres ausmachen, los, wekt die andern zugleich an diesem Gegenstande wargenommnen Merkmale, und dient also zu ihrer Bezeichnung. Dieser Trieb zur Bezeichnung äusert sich frühe. Suchen nicht schon Kinder die Gemütszustände derer, welche auf ihren kleinen Kreis von Freuden und Leiden sichtbaren Einfluß haben, zu erforschen, die Empfindun-

gen derselben warzunemen, und sich Zeichen davon zu bilden?

Der Mensch hat das Vermögen Töne hervorzubringen, zu artikuliren, und auf diesem Wege Gedanken zu wechseln. Die Erfarung lert, wie sehr Kinder und auch Erwachsene, welche sich noch nicht in den Besizz der Sprache gesezt haben, arbeiten, die Töne der Tiere und der Natur überhaupt nachzuahmen, und ihren Empfindungen Ausdruk zu geben. Die Gründe aber, um derer willen vorzüglich die Töne zu Zeichen der Sachen gebraucht, und alle Arten von Empfindungen und Vorstellungen mit den Gehörseindrükken in der Folge vereint wurden, ergeben sich aus der Vergleichung der Töne mit andern Zeichen, und des Gehörsinnes mit andern Sinnen. a) Die artikulirten Töne sind die leichtesten und brauchbarsten zur Mitteilung der Gedanken und Empfindungen. Die Darstellung eines sichtbaren Gegenstandes durch Zeichnung seines Umrisses und seiner Figur ist schwer und weitläuftig. Die Erregung der Empfindungen des Geschmaks, des Geruchs und Gefüles erfodert, daß dieselben oder doch ähnliche Gegenstände den

Sinnen

Sinnen des andern vorgehalten werden, welches gewis mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Um aber eine Gehörsempfindung zu erwekken, bedarf es nur der Luft, die überall ist, und der Nachahmung; und diese, wie leicht wird sie dem Menschen, in dessen Natur der Hang zur Nachahmung so tief liegt! Die ganze Natur tönt um den Menschen; die Tiere teilen ihre Empfindungen und Bedürfnisse durch Töne mit, und selbst unwillkürliche Töne des Gefüles und Schmerzens drängen sich aus der gepreßten Brust des Leidenden. Was war nun natürlicher, als diesen Naturlauten verschiedne Bewegungen und Bildungen zu geben? Es durfte nur Einer, oder es durften nur Einige aus der Gesellschaft, ausgerüstet mit größern Geistesgaben, als der übrige Haufen, den Ton angeben, und das seruorum imitatorum pecus ahmte nach; besonders da es gleich Anfangs die seligen Folgen dieser Erfindung fülen mußte. * b) Eine andre entfern-

* Uiber den Vorzug der artikulirten Töne, vor andern Gedankenzeichen s. VI Heft meiner Beiträge S. 22.

tere Ursache, Töne zu Sprachzeichen zu erheben, kann auch darin liegen, daß der Sinn des Gehörs unter den übrigen in mancher Hinsicht das Mittel hält; die Empfindungen, welche er gewärt, sind nicht zu lebhaft, noch zu schwach, nicht zu deutlich, noch zu verworren. Diese Vorzüge des Gehörsinnes scheinen mir entschieden. Herder in seiner vortreflichen Preisschrift nennt diesen Sinn auch den mittlern in Ansehung seiner Reizbarkeit, in Hinsicht auf Zeit, in der er wirkt, und auf seine Entwiklung. Aber mich dünkt, er habe diese Vorzüge auf Unkosten andrer Sinne zu sehr erhoben. Man lese darüber die scharfsinnigen Bemerkungen von Steeb im III Bande seines Werkes: Uiber den Menschen S. 1036.

Der Mensch besizt also die zur Erfindung der Sprache notwendigen Fähigkeiten und Talente. Aber vieleicht, daß sie ohne Anleitung eines höhern Wesens zum Gebrauche derselben ewig unentwikelt und vergraben bleiben? — Unabhängig von dieser hyperphysischen Hypothese, glaube ich, gab es Veranlassungen, zur Entwiklung des schlummernden Sprachvermögens im Menschen.

schen.

schen. Das Gefül der Abhängigkeit von seines Gleichen, das Gefül der Lust und die Erfarung angenemer Folgen, wenn er verstanden, das Gefül der Unlust und die Erfarung widriger Folgen, wenn er nicht verstanden wird, sind Veranlassungen genug, Mittel zu erfinden, Andern seine Empfindungen und Begierden kund zu machen. Die Natur hat den Menschen zur Gesellschaft bestimmt. Eine Wahrheit, welche kein religiöser, kein philosophischer, noch milzsüchtiger Schwärmer jemals wegräsonniren wird, so lange diese Anlagen und Fähigkeiten in der menschlichen Natur bestehen, die nur durch das gesellige Leben Entwiklung und Bildung erhalten. Und das Band der Gesellschaft ist — Sprache. Das nämlich, was in uns vorgeht, kann nicht unmittelbar Andern erscheinen; es muß durch äusere, in die Sinne fallende Handlungen geoffenbart werden. Die Zeichen müßen also Vehikulum der Einwirkung der Selen werden. Die Töne sind aber die brauchbarsten Zeichen. Schon bei rohen, ungebildeten Menschen bemerken wir einen unwiderstehlichen Hang, die Gegenstände nach dem

Tone zu bezeichnen, unter dem sie zum erstenmale dem Ohre sich darstellen. Mienen, Geberden und unartikulirte Töne sezzen zwar den Menschen in Stand, gegenwärtige, einfache Dinge auszudrükken; aber die häusliche Gesellschaft, welche bereits für die ersten Bedürfnisse des Lebens gesorgt hatte, hatte nun auch für andere Dinge Sinn und Gefül; es wurden izt auch Zeichen zum Ausdrukke des Verflossenen und der einzelnen Bestandteile, welche eine Totalvorstellung ausmachen, notwendig. Dieses Bedürfnis ward um so dringender in dem Verhältnisse, in welchem die Erfarungen sich vermehrten, die Mittel zum Unterhalte zusammengesezter und die Gefüle sanfter, feiner, menschlicher wurden. Hier zeigt sich die Notwendigkeit einer künstlichen Sprache zum Ersazze dessen, was die natürliche nicht ausdrükken konnte.

4.

Die Geschichte so mancher nüzzlichen Erfindung ist so rätselhaft, ihr Ursprung so dunkel, oder schwankend, daß man nicht bis zum Augen-

blikke

blikke ihrer Geburt aufsteigen kann. Ob dieselbe einem höheren Geiste oder dem Menschen zugeschrieben werden müße, läßt sich denn nur nach analogen Schlüßen beurteilen, wenn wir nämlich wissen, daß der Mensch zu Erfindungen und Künsten änlicher Art, zu Folge seiner eignen Kräfte, sich erhoben habe. So verhält sichs mit Erfindung der Sprache. Auch diese Frage kann nicht nach der Geschichte, sondern nach der Analogie beantwortet werden. Die Schrift ist eine große erhabne Erfindung, sie sezzt eben so viel Kraftäusrung, Wizz und Scharfsinn voraus, als die Erfindung der Sprache; nur ist das Bedürfnis zur leztern ungleich dringender, als zur erstern. Aber die Schrift ist eine Tochter des Menschen; wir kennen die erste Periode ihres Daseins, ihre Anfänge und stufenweise Ausbildung. Halten wir nun diese beiden dem Menschengeschlechte so wichtigen Erfindungen gegen einander. Es war ein großer Gedanke, — vieleicht mehr Werk des Zufalles, als des schöpferischen Genies, — die Bilder des Auges in Töne umzuwandeln, und die leisesten Wünsche und Nei-

gungen

gungen des Herzens dem Ohre zuzufüren; aber nicht minder groß war der Gedanke, die Schwingungen der Luft in Bilder umzuschaffen, die verschiedensten Beugungen und Abändrungen des Tones in vier und zwanzig Buchstaben zu umfassen, und dem Auge sichtbar zu machen. Grenzt es an ein Wunder, die körperlichen Gedanken in der Luft schweben zu machen, um sie in die Sele der Gegenwärtigen zu bringen; warum sollte es nicht ebenfals einem Wunder nahe kommen, die Gedanken in Erz und Marmor zu fesseln, um sie der Nachwelt oder der Unsterblichkeit zu überliefern? Die Größe, die Erhabenheit der Erfindung erscheint von beiden Seiten dieselbe, nur weniger Heftigkeit im Drange zur Unterhaltung mit denen, die durch Raum und Zeit von uns getrennt sind, als zur Unterhaltung mit Gegenwärtigen. Waren also die Menschen Erfinder der Schrift, warum nicht auch der Sprache? Daß aber die Schrift nicht Folge von der Spracherfindung gewesen sei, zeigt ihr langsamer Stufengang, den uns die Geschichte aufbewart hat. Gesezt aber auch, die Sprache sei dem Menschen

die

die glükliche Veranlassung gewesen, das, was er aus höherer Anleitung für das Ohr hatte, aus der Vernunft zu erfinden; so folgt doch wenigstens hieraus die Möglichkeit einer menschlichen Spracherfindung. Hat nämlich der Mensch nach dem Muster der Sprache die Schrift erfunden, so muß er die Bemerkung gemacht haben, es gebe eine gewisse Anzal von Lauten, welche der Mund hervorzubringen im Stande sei, und in welche sich die Sprache eines Volkes auflösen lasse, — die Sele verbinde mit einem bestimmten Laute, oder mit mehrern zusammenhängenden Lauten eine fixe, bestimmte Bedeutung, — diese Verbindung sei in gewisser Hinsicht willkürlich, und der Name eines Gegenstandes habe wenigstens zum Teile von dem Gesichtspunkte, aus welchem der Erfinder des Lautes das Obiekt betrachtet habe, abgehangen.

Dieser Beweis, welchen ich wünschte, in seiner möglichsten Stärke vorgetragen zu haben, berechtigt noch nicht zum Schlusse: Die Sprache ist g e w i s von Menschen erfunden worden. Man erwäge,

erwäge, daß er aus der Analogie geschöpft ward, und also nur wahrscheinliche Erkenntnis gewären könne. — Mir scheint indes, dieser analoge Beweis für die Wirklichkeit der menschlichen Spracherfindung werde mehr Gewicht erhalten, wenn wir beweisen können, daß die Hypothese vom göttlichen Ursprunge der Sprache weder in ihren Gründen, noch in ihrer Erklärung annemungswürdig sei. Die Kritik der vorzüglichsten Schriften unsrer Gegner wird uns in Stand sezzen, ein unbefangenes Urteil hierüber zu fällen.

5.

Welches sind die Einwürfe, mit denen man den menschlichen Ursprung der Sprache bestreitet, welches die Gründe für ihren göttlichen Ursprung? Wir wollen dieselben nun einer nähern Prüfung unterwerfen, iedoch nur auf die Beurteilung der vorzüglichsten uns einschränken.

Rousseau hält die Schwierigkeiten für unüberwindlich, welche mit der menschlichen Erfindung der Sprache verbunden sind. Die Art und Weise, wie der Abt Kondillac dieselben zu

heben

heben suchte, konnte ihn unmöglich befriedigen. Er hat wider denselben sehr deutlich gezeigt, daß die Sprache weder durch Verabredung willkürlicher Zeichen, noch zu Folge des Dranges innerer Empfindungen, habe entstehen können. Konvention sezt schon Sprache und höhere Begriffe voraus, welche doch erst entwikkelt werden sollen. Die innere Empfindung kann ohne ein abgesondertes hörbares Merkmal nie so klar werden, daß sich eine vernemliche Sprache darauf bauen lies. Das ganze Lergebäude von Sprache aus innerer Empfindung, sagt Adelung, ist eine Luftblase, die vor dem ersten Taubgebornen zerplazt, der bei all seiner innern Empfindung noch nie eine Sprache erfunden hat. So treffend nun diese Bemerkungen sind, so wenig scheinen mir es die daraus abgeleiteten Einwürfe. Ihre Summe besteht in folgenden. 1) „Die Bedürfnisse sind die Gründe des menschlichen Wollens, die Hebel unsrer Handlungen. Irgend ein Bedürfnis müßte also auch im Menschen die Erfindung der Sprache veranlaßt haben. Aber welches Bedürfnis zur Schöpfung der Sprache in den rohen, wilden Naturmenschen, welche bloser Instinkt

stinkt zur Befriedigung all ihrer Begierden leitete? Da die Bedürfnisse der Kinder am heftigsten sind, und diese der Mutter doch mehr zu sagen haben, als die Mutter ienen zu sagen hat, so müßten eigentlich die Kinder die Sprache erfunden haben, und es müßte so viele Sprachen geben, als es Individuen gibt. So unbegreiflich nun auf einer Seite die Notwendigkeit von Erfindung der Sprache bei den Naturmenschen ist, so ist auf der andern die Art und Weise dieser Erfindung nicht weniger unbegreiflich. Vor dem Dasein der Sprache fand noch keine Gemeinschaft unter den Menschen Statt. Wie waren sie also im Stande, die Bedeutung willkürlicher Zeichen von nicht sinnlichen Gegenständen, welche weder durch Bewegung, noch durch Stimme karakterisirt werden konnten, zu fassen?" — 2) „Die Menschen bedürfen einer Sprache, um denken, und der Denkkraft, um eine Sprache erfinden zu können. Hier ist also ein Zirkel."

Die Hauptschwierigkeit, welche der Genfer Philosoph wider die menschliche Erfindung der Sprache vorbringt, beruht auf einer falschen Hypothese, auf dem so unrichtig gezeichneten Gemälde

mälde des ursprünglichen Naturstandes, zu welchem der schwermütige Jean Jaque teils aus der Lere von Antisthenes, welcher schon die rohe Natureinfalt zum Ideale unsrer Bestrebungen aufstellte, teils aus seinem Hange zum Paradoxen die Züge entlente. Wären die Naturmenschen gleich wilden Tieren in Wäldern umhergeirrt, nur bestimmt vom Raube derselben, oder von wildwachsenden Früchten ihren Hunger, und am nächsten Bache ihren Durst zu stillen, in schmuzzigen Hölen und ekler Tracht ihre Tage zu verleben; hätte es unter ihnen kein andre Verbindung gegeben, als durch Instinkt, hätte nur physisches Bedürfnis die Mutter an das Kind und das Kind an die Mutter gefesselt, und hätten sich dieselben verlassen, wenn das Kind sich selbst Narung zu verschaffen im Stande gewesen wäre; so lies sich freilich nicht absehn, wozu diesen Menschen eine Sprache dienen, und wie der Uibergang von diesem Zustande zur Sprache geschehen könne: aber dieser tierische Zustand, in welchem die Selenkräfte blos auf einen Sinn, einen sehr niedern Grad von Gedächtnis und Vorher-

sehung eingeschränkt werden, hat nirgends in der Geschichte der Menschheit einen Grund, und widerspricht schon den ersten Bedürfnissen der Natur. * Daher ist die Bemerkung, daß Kinder mehr Bedürfnisse haben, als Erwachsne, welche sich selbst Narung verschaffen können, nur zum Teile wahr, nämlich in so weit, als blos von körperlichen Bedürfnissen die Rede ist. Aber die menschliche Natur ist nicht auf diese allein eingeschränkt, ist nicht blos tierisch. Nicht umsonst hat die weise Natur die Anlagen zu solch einer hohen Entwikklung in den Menschen gelegt. Die Früchte des Fleises und der Kunst, der edle Schwung des Geistes sind von ihr beabsichtet; und daher äusert sich ganz nach ihrem Plane im gesellschaftlichen Menschen früher oder später, je nachdem die äusern Verhältnisse mehr oder weniger günstig sind, die Wirksamkeit seiner Selenkräfte, und damit der Drang zur Mitteilung

der

* Ferguson Hist. of civ. Soc. Part. I. Sect. 3. Iselins Geschichte der Menschheit I B. 5 K. S. 147. Beiträge zum Studium der Philosophie 3 Heft.

der Gedanken, und Empfindungen. * — Die andre Schwierigkeit beruht auf der innigen Verbindung zwischen Vernunft und Sprache, zu Folge der sie beides, Ursache und Wirkung zugleich von einander, zu sein scheinen. Man unterscheide hier nur gebildeten Verstand vom rohen, gesunden, schlichten Menschenverstande, gebildete vollkommne Sprache von den rohen unvollkommnen Anfängen derselben. Gebildeter Verstand, wie der eines Loke, oder Leibniz, ist

* Roußeau scheint sich nicht ganz treu zu bleiben, da er in einer andern Stelle die Vorteile der Gesellschaft sehr erhebt. Er sagt nämlich im Contr, Soc. L. 1. Chap. 8. Quoique l'homme se prive dans cet ètat de plusieurs avantages, qu'il tient de la nature, il en regagne de si grands, ses facultés s'exercent et se developpent, ses idées s'étendent, ses sentimens s'ennoblissent, son ame toute entière s'elève à tel point, que si les abus de cette nouvelle condition ne le degradoient souvent au dessous de celle, dont il est sorti, il devroit benir sans cesse l'instant heureux, qui l'en arrachra pour jamais, et qui d'un animal stupide et borné fit un être intelligent et un homme.

ohne Sprache nicht möglich; der Mensch kann ohne Sprache nicht so leicht, bestimmt und über so manchfaltige Gegenstände denken; aber ist darum ohne Sprache kein auch noch so roher Anfang des Denkens, ohne Worte kein Gedanke, kein Urteil, kein Schluß möglich? Es widerspricht der Erfarung, und der Natur der menschlichen Erkenntnis, daß nicht einmal die Anfänge von dem, was nachher durch die Sprache vervollkommnert wird, im sprachlosen Menschen sich fänden. So unvolkommen ist der menschliche Verstand nicht, wie ihn die Verteidiger des göttlichen Sprachursprunges machen; wenn es gleich immer schwer bleibt, zu bestimmen, wie aus dem, was sich in unausgebildeten Menschen findet, eine Sprache habe entstehen können. Der Mensch, schon als Tier, hat Empfindungen, aber von diesen geht er zum Bewußtsein über, und bildet sich schon zu Folge der sinnlichen Aufmerksamkeit und Abstraktion Begriffe. Diese Uibung der Denkkraft ist von der symbolischen Erkenntnis unabhängig. — Ausgebildete Sprache, z. B. die griechische, ist nicht möglich ohne gebildete

Ver=

Vernunft. Wir reden aber nicht von solch einer volkommnen Sprache, welche zu viel Philosophie und Kultur voraussezt, als man von einem rohen barbarischen Volke erwarten kann. Wir reden blos von den ersten rohen Anfängen der Sprache, wie wir sie bei wilden unkultivirten Völkern noch heut zu Tage finden. Es ward keine Verabredung erfodert, um die wenigen artikulirten Laute zu verstehen, deren man sich bei Entstehung einer Sprache bediente. Ein geringer Grad von Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang, in welchem diese Laute mit dem Geschreie und den Geberden des Sprechenden standen, reichte zu, die denselben entsprechende Bedeutung zu erraten. Schiffer und Seeleute unterhalten sich noch heut zu Tage auf diese Art mit ungebildeten Völkern, deren Sprachen arm und unvollkommen sind.

Süßmilch sucht zu beweisen, daß die Sprache vom Menschen nicht habe erfunden werden können, und also notwendig von Gott herrüren müße. Den ersten Saz fürt er in zwei besonders hiezu bestimmten Abschnitten seiner schönen Schrift aus.[11] I Absch. Die große Re-

gelmäsigkeit der Sprache kann nur die Frucht eines volkommnen Verstandes sein. Die Sprache gleicht einem ungemein künstlichem Gebäude, in welchem die größte Ordnung, Proportion und Vollkommenheit herrschen; läßt also auf einen Architekt schliesen, der die ausgebreitesten und tief eindringendsten Kenntnisse besizzen muß. II Absch. Es gehört zur Erfindung der Sprache ein vorzüglicher Grad von Vernunft, der aber nicht ohne gebildete Sprache bestehen kann. Die Vernunft wird nur durch die Sprache entwikelt, und zur Vollkommenheit gebracht, wie es bereits Wolf und Reusch schon vor Rouseau bewiesen haben." — Der Inhalt des zweiten Abschnittes ist bereits durch Beantwortung des zweiten Rouseauischen Einwurfes widerlegt. Die Entwiklung der Vorstellungen und der Ursprung der Sprache wird hier wieder in verschiedene Zeitmomente verlegt. Läßt man aber Begriffe und Sprache gleichen Gang halten, dann verschwindet dies Hindernis. Nur die einzige Bemerkung will ich hier noch hinzusezzen: Verstand und Vernunft müßen schon Wirkungen

hervor=

hervorgebracht haben, ehe der Mensch dieselben durch Töne andern mitteilen konnte. Auch waren die Wörter vor dem Dasein der Dinge und Begriffe im Gemüte ganz zweklos. Gott selbst konnte also dem Menschen die Fertigkeit zu reden nicht anders mitteilen, als nur in dem Verhältnisse, in welchem der Mensch Begriffe hatte. Die Offenbarung einer Sprache sezt also auch schon einen gewissen Grad von Vernunft voraus. Bei Prüfung des ersten Einwurfes wollen wir länger verweilen.

Süsmilch hat sehr gut bewiesen, daß die Sprache in ihrem gegenwärtigen Zustande, in ihrer izzigen Einrichtung viel Vollkommenheit, Ordnung, Harmonie und Schönheit besizze. Die Schöpfung solch einer geschliffnen künstlichen Sprache lag freilich auser dem Wirkungskreise der rohen wilden Naturmenschen, und was sollte auch dieser rohen ungebildeten Menschen eine gebildete, den an Vorstellungen so armen Naturmenschen eine reiche, den Wilden und Barbarn eine harmonische wolklingende Sprache? Aber Süsmilch hat hier den Streitpunkt verfelt. Die Frage

muß so eingerichtet werden: ob nicht nach mehreren Generationen eine Sprache, wie es ihrer unter noch rohen Völkern gibt, entstehen könne? Mehrere Jarhunderte und Menschenalter haben an unsern gebildeten Sprachen gearbeitet, kein Wunder, wenn sie nun eine so hohe Stufe von Vollkommenheit erreicht haben. Aber so vollkommen waren sie in ihrem Ursprunge nicht. Von dem allmäligen Fortgange, von der stufenweisen Kultur der Sprache können wir selbst in einem Menschenalter Beweise erhalten. Die Sprache, welche noch im sechszehnten Jarhundert so arm und unbiegsam war, daß Karl der V, der freilich die deutsche Sprache auch nicht sehr verstand, sie nur mit seinen Pferden sprechen wollte, ist nun so reich und biegsam, harmonisch und nachdrukvoll in der Prose und Poesie geworden, daß sie mit ieder andern wetteifern kann. Wie sehr hat sich die französische Sprache seit Montagne, der doch selbst gut schrieb, ausgebildet und verfeinert?* Aber selbst in unsern unge-

---

* Von der Veränderung aller gebildeten Sprachen s. Leibniz philosophische Werke II B. S. 62.

ungebildeten Mundarten finden sich manchfaltige Spuren der Unvollkommenheit, welche auf keinen übermenschlichen Sprachursprung hinweisen. Daher, daß die entgegengeseztesten Meinungen über die Entstehung der Sprachen auf den Bau und auf die Einrichtung derselben gegründet wurden. Süsmilch schließt aus der Vollkommenheit und Regelmäsigkeit der Sprache auf göttlichen, Herder und Adlung schließen aus ihrer Unvollkommenheit auf menschlichen Ursprung. Mich dünkt, die Beschaffenheit der Sprache allein sei noch kein zureichendes Kriterium zur Beurteilung ihres Ursprungs. Bei all der Vollkommenheit, welche unsre Sprachen heut zu Tage erreicht haben, tragen sie noch immer den Stempel menschlicher Werke, die Unvollkommenheit. Von dieser unvollkommnen Einrichtung nur ein Beispiel. Alle Sprachen personifiziren leblose Dinge, selbst abgezogene Begriffe, teilen denselben Leben, Handlung und Tätigkeit mit. Die aufgelößten Dünste werden eine männliche Person, der Thau, er handelt und wirkt nach der Sprache; er versilbert die Fluren, gibt ihnen Nahrung, und

fördert das Wachstum der Pflanzen. Die Tugend, ein abstrakter Begriff, wird unter der Form einer weiblichen Figur vorgestellt, sie gebietet und verbietet, warnt, droht, und gewärt ihren Anbetern die reinsten, dauernsten Freuden. Diese Vorstellungsart, welche so tief in alle Sprachen verwebt ist, hat im gemeinen Leben eben so viele Irrtümer erzeugt, als die Verwechslung der Noumene mit den Phänomenen in der Leibnizisch-Wolfischen Metaphysik. Indem sie veranlaßte, daß man die Beziehungen der Dinge für so viele persönliche wirkliche Wesen hielt, ward sie die fruchtbare Quelle der größten Verirrungen des menschlichen Geschlechtes, die unglükliche Mutter des Aberglaubens und der Vielgötterei. * Aber der Schluß von dieser Unvoll-

* Dem sinnlichen Menschen ist es eigen, alle Dinge nach sich selbst zu bezeichnen, zu beleben, zu personifiziren, und ihnen also auch ein Geschlecht zuzuteilen. Jede Erscheinung, deren Ursache er nicht einsieht, — und wie viel gibts deren für den rohen Menschen? — ist ihm das Werk eines unbekannten höhern Wesens. Die ganze Körper-

Unvollkommenheit der gebildetsten Sprachen auf ihren menschlichen Ursprung scheint mir nicht richtig. Mich dünkt, es wird hier mehr gefolgert, als in den Vordersäzzen liegt. Wenn Gott dem Menschen eine Sprache offenbaren wollte, so müßte er sich auch zu seiner Schwäche herablassen, und die Sprache dem rohen Zustande der ersten Menschen anpassen, welche gewis noch keiner Sprache fähig waren, die alle mögliche Vollkommenheit in sich vereint. Der ganze Stufengang der Offenbarung, welche mit der allmäligen Entwiklung des Menschengeschlechts in sehr genauem Verhältnisse steht, bürgt für die Wahrheit dieser Behauptung.* Daß aber der Grund

Körperwelt ist ihm beselt: das Rauschen der Blätter an der beiarten Eiche eben so wol Stimme der Gottheit als das Rollen des Donners. Hieraus entstand Politheism. Käme die Sprache von Gott, so hätte er, scheint es, sich selbst zuwider gehandelt.

* Joann Georg Rosenmüllers Abhandlung über die Stufenfolgen der göttlichen Offenbarung II Aufl. Hildburghausen 1784. Vorzüglich der Anhang über einige Aeusrungen in Lessings Erziehung des Menschengeschlechts.

Grund von Regelmäsigkeit, welcher unsern gebildeten Sprachen zukömmt, das Werk des schwachen Menschenverstandes sein könne, wird aus folgenden Bemerkungen einleuchten. Regelmäsigkeit ist Einheit des Manchfaltigen. An dieser hat der Mensch ein natürliches Wolgefallen. Sobald er nur anfängt, nach Bewustsein zu handeln, sucht er sie zu bewirken. Diese Einheit ist notwendiges Gesezz, an welches Verstand und Vernunft in ihren Operationen gebunden sind. Dies Gesezz liegt schon in den natürlichen Gesezzen der Verknüpfung unsrer Vorstellungen, von welcher die Sprache die wichtigste Folge ist. Da nun in den Gründen, woraus die Sprache entstehen mußte, so viel Regelmäsigkeit herrscht, so muß sie auch in der Wirkung selbst sein. Mir kömmt es daher nicht wunderbar vor, daß die Sprache so viel Regelmäsigkeit besizze, sondern daß sie nicht mehr enthalte.

Beatties und Formeys Einwürfe wider die menschliche Erfindung der Sprache verdienen keine weitläuftige Widerlegung, da dieselbe auf unrichtigen Prämissen beruhen. Beattie

attie gründet sich auf die Epikursche Schilderung des Ursprungs des Menschengeschlechtes und der Sprache. Verweißt man nun diese ins Reich der Dichter, und bestimmt deutlich, daß man den Menschen im gesellschaftlichen Zustande, ausgerüstet mit den gehörigen Geistes- und Körperkräften dieser großen Erfindung fähig halte, so ist das philosophische Räsonnement des Engländers widerlegt. Seine theologischen Gründe erhalten durch das Licht, welches der neuen Exegese aufgegangen ist, ihre Abfertigung.* —

Formey

* Uiber die Auslegung des Spruches: Gott habe die Tiere dem Menschen vorgefürt, daß er sähe, wie er sie nenne, (I B. Mosis 2. K.) sieh Jerusalems II Betrachtung über die vornemsten Wahrheiten der Religion. S. 123. Man lese auch Esai sur l'origine et l'antiquité des languies. Londre 1767. Nur Liebe zu willkürlichen Hypothesen und Unkunde des Geistes der Mosaischen Schriften konnten die Gründe sein, daß die Schriftausleger den eigentlichen Ursprung der Sprache in den fragmentarischen

Nach-

Auch Formey gründet sogar den eingeschränktesten Gebrauch der Sprache auf eine Verabredung

Nachrichten des ersten Buches der Mosaischen Geschichte zu finden glaubten. Möchten sich doch alle Exegeten zum Besten der Philosophie und ihrer Bekenner diesen Denkspruch recht tief in die Sele graben ꝛc. "Die Schrift soll nicht zu Befriedigung der Neugierde, nicht zur Unterhaltung des spekulativen Kopfes, noch zur Begünstigung der faulen Vernunft dienen! Philosophische Wahrheiten nach der Bibel prüfen, heißt eben so viel, als die Gellertsche Moral nach dem Kirchenrathe von Trient kritisiren, oder mit andern Worten, alle Gründe der menschlichen Erkenntniß verwirren. Die Wahrheit dieses Ausspruches in Beziehung auf Wahrheiten der Naturlere haben bereits meine Glaubensgenossen eingesehn. — Denn keinem unter denselben fällt es mehr ein, die Kopernikanische Vorstellung des Weltsystems aus der h. Schrift zu beurteilen; — und es läßt sich auch von den immer mehr unter ihnen sich ausbreitenden philosophischen Einsichten erwarten, daß der größte Teil derselben die Wahrheit dieses Ausspruchs auch in Beziehung auf andre Zweige menschlicher Erkenntnis annemen werde.

dung, die man bei sprachlosen Menschen nicht voraussezzen könne. Aber wir dürfen nicht in der Konvention, sondern wir müßen im Bedürfnisse zur Mitteilung, in der Wirksamkeit der Selenkräfte, und dem Einfluße gewisser anregenden Verhältnisse die Gründe zur Erfindung der Sprache suchen.

6.

Daraus, daß wir nicht begreifen, wie eine Sache sei, folgt freilich noch nicht, daß sie auch gar nicht sei: denn Unbegreiflichkeit und Unmöglichkeit sind keine Wechselbegriffe. Wir könnten also die Entstehung der Sprache in die Allmacht Gottes versenken, wenn gleich diese Erklärungsart gar nicht in die Reihe unsrer Vorstellungen paßt, oder uns unbegreiflich ist. Allein wir dürfen doch das Unbegreifliche nie ohne die wichtigsten Gründe annemen, nämlich, nur dann, wenn aus dem Gegenteile der übernatürlichen Einwirkung noch eine größere Unbegreiflichkeit folgen würde. Dies ist aber der Fall nicht bei Anname des menschlichen Ursprungs der Sprache. Aus der natürlichen Hypothese folgt eben so

wenig etwas Ungereimtes, als aus der hiperphysischen: nur hat die erstre mehr Gründe für sich, und ist weit begreiflicher als die leztre. Wir wollen nun die Unbegreiflichkeit des göttlichen Ursprunges der Sprache näher erwägen.

Man kann nur drei Erklärungsarten vom göttlichen Ursprunge der Sprache anzeigen. Man behauptet entweder a) die in der menschlichen Natur liegenden Sprachfähigkeiten sein durch ausserordentliche übernatürliche Einwirkung gewekt, und in Tätigkeit gesezt worden, oder b) Gott hätte in eigner höchster Person einen Sprachlerer gemacht, und den ersten Erdebewonern die Töne vorhergesagt, oder wenigstens höhern Geistern befolen, die niedern in der Sprache zu unterrichten; oder endlich c) die ersten Menschen, welche mit ausgezeichnetern Gaben ausgerüstet sein mußten, als ihre Nachkommen, hätten auch diesen Vorzug, eine angeborne Fertigkeit zum Sprechen, besessen. Der erste Fall ist ein Wunder ohne Not; da in der Reihe der natürlichen Dinge soviel Anläße und Erwekkungsmittel zur Sprache liegen. Der zweite Fall macht eine unabsehbare

Reihe

Reihe von Wundern notwendig, welche der Philosoph, der die weise Sparsamkeit der Natur, und den überaus großen Einfluß eines Wunders auf das ganze Universum kennet, nicht leicht annemen wird. Es bleibt also nur der dritte Fall zur nähern Erwägung. Was heißt aber eine angeborne Fertigkeit zum Sprechen? Doch nichts anders, als eine Leichtigkeit mit ieder Vorstellung einen gewißen Ton in Gedanken zu verbinden, nebst einem Naturtriebe, denselben durch die Stimme auszudrükken. Nun auch zugegeben, daß Gott die Fibern, welche durch äusre Eindrükke erwekt werden, mit ienen, welche gewißen Tönen entsprechen, in solch eine Harmonie bringen könne, zu Folge der die Erschütterung der erstern die Bewegung der leztern nach sich zieht, und also die Vorstellung des Wortes zugleich mit der Vorstellung des Obiektes dem Gemüte mitgeteilt wird: so würde diese Verknüpfung gewißer Wörter mit gewißen Vorstellungen doch erfolgt sein, und der Trieb zur Hervorbringung dieser Töne doch gewirkt haben, ohne daß die Zeichen wären verstanden worden, wenn

nicht eine besondere Offenbarung gezeigt hätte, daß diese Wörter Zeichen sein. * Es ist also schlechterdings unbegreiflich, wie die Sprache durch Offenbarung habe entstehen können.

7.

Die Art und Weise, wie die Sprache von Menschen sei erfunden worden, wird sehr begreiflich, wenn wir zeigen können, der Zusammenhang zwischen den Vorstellungen und organischen artikulirten Lauten sei von der Art, daß die Menschen auf denselben ganz natürlich kommen konnten. Diese Verbindung ist zwar nicht notwendig, oder wesentlich, aber auch nicht zufällig, sondern natürlich. Nicht notwendig und wesentlich; sonst gäbe es nur eine Sprache, und alle Wörter müßten mit der Natur des Bezeichneten genau übereinstimmen. Nicht zufällig; denn in der Natur gibts keinen Zufall; iede Erscheinung, also auch die Sprache hat ihren Grund. Die Verbindung zwischen den Vorstellungen und Wör-

* Jerusalems vermischte Aufsäzze. I Auff. — Vlrich Institutiones Logicae §. 99. S. 100.

Wörtern kann also nur in den dem Menschen eigenen Vorzügen seiner geistigen und phisischen Natur gegründet, und eine Folge der Bedürfniße und Leidenschaften des gesellschaftlichen Menschen sein. Daher ist die Verbindung der artikulirten Laute mit den Vorstellungen ganz natürlich. Die besondere Art aber, wie diese Verknüpfung zu Stande kömmt, stelle ich mir auf folgende Weise vor.

1) Zwischen den Gefülen der Sele und dem Hervorbrechen der Töne herrscht eine körperliche Verbindung. Schrekken, Staunen, Furcht, Entzükkung und alle heftige Leidenschaften preßen auch unwillkürliche Laute aus, welche einem Menschen die Stimmung des andern entdekken. Diese Töne des Ausrufes, welche den Affekt ausdrükken, diese Schälle, welche aus unwillkürlicher Bewegung der Organe entstehn, gründen sich auf die ursprüngliche Einrichtung unsrer Natur. Aber diese Sprache ist noch keine künstliche und artikulirte; doch ist der Uibergang von diesen Naturlauten zu artikulirten sehr natürlich. Der Naturton, absichtlich gebraucht, ward zum

künstlichen, zum sagenden, bedeutenden, Sinn und Empfindung ausdrükkenden, Tone. Ein wildes Tier z. B. verfolgte einen Menschen, gierig nach Raube strekte es schon seine Klauen aus, ihn zu fassen. Ein unwillkürlicher Schrei stürzt aus der Brust des Geängstigten. Auf diesen eilt ein anderer Wilde herbei, und mit vereinter Kraft erlegen sie den grimmigen Feind. Dies Geschrei ward nun das Zeichen für die Furcht und Angst; und so wurden diese Naturlaute mit den Gemütsbewegungen selbst, von welchen sie Folgen waren, verwechselt. Dergleichen malerische Worte, deren sich Dichter und Redner mit so gutem Erfolge bedienen, kommen in allen Sprachen vor. Der Instinkt gibt also dem Menschen seine Töne, und man darf den Hauptstoff der Sprache nicht in Aussendingen suchen.

2.) Alles tönt in der Natur. Die Tiere geben Laute von sich, wodurch sie ihre Empfindungen und Bedürfnisse äussern. Das Schaf blökt, der Ochse brummt, der Frosch quakt, das Pferd wihert, die Schlange zischt, u. s. w. Einige

nige Vögelarten, z. B. die Nachtigallen geben artikulirte Töne von sich, verändern und vervielfältigen sie. Selbst die leblose Natur gibt manchfaltige Töne, sanfte oder rauhe, leise oder heftige nach Verschiedenheit der Gegenstände und der Mittel, durch welche die zitternde Luft getrieben wird. Das ungestümme Meer tobt, der sanfte Bach murmelt, der Zephir säuselt, der Nordwind heult, die Blätter rauschen. Was war leichter, als diese hörbaren Merkmale, deren Eindruk so lebhaft ist, von den übrigen Beschaffenheiten der Körper zu trennen; sie zu Zeichen derselben zu machen, und diesen Tönen entsprechende entgegen zu hallen? Der Mensch durfte sich hier nur dem ihm so natürlichen Triebe, den Gegenstand, der ihn besonders rührte, in sich abzubilden, und ein demselben gleiches Bild hervorzubringen, dem Nachahmungstriebe, überlassen. Dieser zeigt sich schon sehr frühe im Menschen, schon in den mechanischen Uibungen der Kinder bei leichten Ausdrükken, wenn ihre Werkzeuge andrer abgesonderter Laute noch unfähig sind. Dieser Trieb wirkt aber um so heftiger,

ie unbesonnener und kindischer der sinnlich gerürte Mensch ist; ie weniger eigne Erfarung, Kenntnis und Erfindungsgabe er besizzt; ie neuer und stärker der Reiz der auf ihn wirkenden Gegenstände ist. Der Nachahmungsgeist vertritt bei Unerfahrnen und Unwissenden die Stelle eines sichern Fürers und Lerers. Die Nachahmung muß also um so mehr Anteil an der Sprache haben, ie näher der spracherlernende Mensch seinem Ursprunge ist. * Durch Nachahmung macht der Mensch sich iede Aeusrung des Instinkts eigen, und wird der Wiederhall ieder Stimme des Haines. Auf diesem Wege gelangten also die ersten Spracherfinder zur Bezeichnung hörbarer Gegenstände. Spuren solcher nachgeahmter

* Man muß aber mit Nachahmung der Töne den wahren Begriff verbinden, wenn man aus derselben die Entstehung der Sprache ableiten will. Der Ton kann einem andern entsprechen, ohne darum ganz nachgeahmt zu sein. Man lese hierüber Fuldas Abhandlung von den Vorurteilen bei dem Ursprunge der Menschensprach, in Meusels historisch litterarischen Magazin dem I u. III Teile, Bayreuth und Leipzig 1785.

ahmter Töne finden sich in allen Sprachen. Die Wörter z. B., mit welchen man in verschiedenen Sprachen den Vogel benennt, welcher in unsrer Sprache Gukug, in der griechischen Κοκκος, in der lateinischen Cuculus, in der italienischen Cuco, in der englischn Cuckow, und in der französischen Coucon heist, sind deutliche Nachahmungen. Eine Menge Wörter in allen Sprachen sind blos nachgeahmte Schälle und Tonarten. Wäre die Etimologie nicht durch Versezzung oder durch zu weite Entfernung des abgeleiteten Wortes vom Wurzelworte unkenntlich geworden, so würden wir derer noch mehrere angeben können. — Von diesen nachgeahmten Tönen schallender Gegenstände geschieht der Uibergang auf die Bezeichnung andrer sinnlichen Gegenstände, welche zwar nicht auf das Gehörorgan wirken, aber doch mit schallenden in irgend einer Verbindung stehen. Zuerst zeigt sich solch eine Verwandschaft zwischen den Empfindungen des Gehörs und Gefüls. Gewisse Gegenstände verhalten sich gegen das Gefül, wie gewisse Töne gegen das Gehör. Daher wird

der Eindruk, den der Gegenstand auf das Gefül machte, durch einen ähnlichen entsprechenden Ton ausgedrükt. So wurden die sanft anzufülenden Körper durch sanft klingende, die rauhen borstigen durch harte, die holen durch dumpfe Töne bezeichnet. Die Worte Wollust und Kreuz gewären die Empfindung dem Ohre, welche die sie erwekkenden Gegenstände dem Gefüle.

Wenn wir nicht mehrere Beispiele solcher Wörter aufzeigen können, so rürt es unstreitig daher, daß die Verknüpfung unsrer Vorstellungen so manchfaltig ist, die Sprachorgane solch eine vielfache Abändrung der Nachahmung zulassen, und die Verhältnisse der Zeit und des Ortes, welche Gelegenheit zur Benennung geben, sich geändert haben. Zur Schöpfung solcher artikulirten Töne gehört wieder keine Konvention; man kann sie vielmer als Folgen vom Mechanismus der Sprachwerkzeuge ansehn. *

3) War

* Der unbekannte Verfasser der Abhandlung: über die Frage vom Einflusse der Meinungen in die Sprache

3.) War einmal der Anfang mit Bezeichnung der gewönlichsten und merkwürdigsten Gegenstände durch artikulirte Töne gemacht; ihr Wert und Vorteil in mehrern Fällen anerkannt, so folgte der Uibergang zur Bezeichnung der übrigen Gegenstände um so leichter, da die Empfindungen und sinnlich allgemeinen Vorstellungen vermittelst der bereits gebrauchten artikulirten Töne deutlicher geworden waren. Die schon bezeichneten und noch zu bezeichnenden Gegenstände hatten eine obiektive Beziehung der Einerleiheit auf einander, und daher wurden sie unter einen gemeinschaftlichen Ausdrukk gebracht. Der Wizz, welcher mit Vergleichung der Dinge und der Einsicht in ihre Einerleiheit beschäftigt ist, erhielt

Sprache, und der Sprache in die Meinungen eines Volkes, welcher die Akademie zu Berlin die zweite Stelle in der Sammlung der Schriften über diesen Gegenstand eingeräumt hat, wizzelt und künstelt zu sehr an seinen etymologischen Ableitungen. Alle Wörter von körperlichen und unkörperlichen Dingen, von Farben, Größen, Bewegungen und abstrakten Begriffen sind ihm nur nachgeamte Laute.

nun Gelegenheit, sich zu üben. Je roher und ungebildeter der Verstand, ie enger der Kreis der Erfahrung ist, desto leichter wird man durch Schein getäuscht, hält Dinge für einerlei, die nur in zufälligen Merkmalen übereinstimmen, und trägt Beschaffenheiten, welche nur einzelnen Teilen zukommen, auf das Ganze über. Daher sträuben sich Kinder so sehr gegen die Erlernung der Wörter von Gegenständen, die sie mit den ihnen bekannten in irgend einer Beziehung finden. Sie schwirren leicht über die Oberfläche hin, und schöpfen aus ihrem kleinen Wörtervorrate manchfaltige Ausdrükke. Der Einfluß des Wizzes auf die Sprache äussert sich in der Erweiterung der Bedeutung der Wörter. Löwe heißt nun nicht mehr allein das Tier, sondern auch der wilde grimmige Mensch, Lamm auch der Schwache Furchtsame, Schlange auch der Verschlagene Listige, u. s. w. Omiah, der Otaheite, welcher den Kapitain Cook auf seiner Rükreise nach England begleitete, nannte den Kellermeister den König der Flaschen, den Kapitain Fourmeaux den König des

Schiffes

Schiffes, und Lord Sandwicht den König aller Schiffe. Der ganze Vorrat von Wörtern in der Sprache der glüklichen Bewoner von Otaheiti besteht nur ungefehr aus tausend. Es gibt in ieder Sprache Wörter und Ausdrükke, welche verschiednen Arten der Dinge, den materiellen und immateriellen gemein sind, z. B. Fassen mit der Hand und mit dem Verstande; Einflus des Körpers und des Geistes, Bewegung des Leibes und Gemütes. *

4)

---

* Gewönlich hält man diese Ausdrükke nur in so weit eigentlich, als sie zur Bezeichnung körperlicher Gegenstände und Beschaffenheiten gebraucht werden, für uneigentlich aber ihre Anwendung auf geistige Dinge. Daher hält man alle Wörter, durch welche Geistesoperationen ausgedrükt werden, für bildlich und uneigentlich. Aber mit Unrecht. Sie bezeichnen etwas, welches heterogenen Dingen, als da sind Geist uud Materie, gemeinschaftlich ist, etwas Bestimmbares, welches in verschiedenen Arten der Dinge anders bestimmt sein kann. S. Berlinisches Journal für Aufklärung, V Bandes 1stes St. 1789. n. 5. S. 162.

4) Das, worin merere Dinge übereinstimmen, wird eher entdekt, als das, worin sie sich unterscheiden; daher weit später artikulirte Laute für die besondern Bestimmungen und feinen Unterschiede der Dinge als für ihre Aenlichkeiten. Aber bei der steigenden Kultur eines Volkes werden auch diese entdekt, und zu ihrer Bezeichnung Ausdrükke notwendig. Es müßen daher entweder neue geprägt, oder die schon vorhandenen auf sie angewandt werden. Im leztern Falle entstehen die eigentlichen, abgeleiteten Ausdrükke, Tropen. Diese werden von dem einen Gliede eines Verhältnißes, das sie ursprünglich und im eigentlichen Sinne bedeuteten, auf sein Korrolat abgeleitet. Morgen bedeutete z. B. ursprünglich das Zeitverhältnis, den Aufgang der Sonne; späterhin ward dies Wort auch zur Bezeichnung eines ganz verschiednen Dinges, der Gegend nämlich, wo die Sonne zuerst sichtbar wird, gebraucht. *

---

* De Origine sermonis Medit. I & II Argentorati 1777. 4. Feders Abriß der warschein-

II Kapitel.

Bildung und Fortgang der Sprache.

1.

Die Sprache war, wie iede menschliche Erfindung, in ihren ersten Anfängen, da sie nur zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse dienen sollte, äuserst roh, dürftig, unvolkommen. Vieleicht vergiengen Menschenalter, ehe aus dem Kaos unzusammenhängender Laute und verworrener Zeichen ieder Art, zu deren Dasein Noth, Zufall, Nachahmung und Geniedrang gemeinschaftlich gewirkt haben, das schöne Gebäude einer regelmäsigen Sprache sich erhub. Die notwendigsten Künste und Handwerke konnten schon eine gewisse Stufe der Vollkommenheit erreicht haben, ehe die grammatischen Regeln erfunden und in ein Sistem gebracht waren. Indes schadeten

lichen Geschichte des natürlichen Ursprungs der Sprache. Berliner Monatschrift. Novemb. 1783.

deten die Schwierigkeiten, mit welchen die Erfinder der Sprache zu kämpfen hatten, der intensiven Vollkommenheit der Vorstellungen nicht. Gar zu große Leichtigkeit der Mitteilung hindert oft die Ausbildung einer angefangnen Abstraktion und den höhern Geistesschwung. Das Gemüt, welches zu einem neuen in ihm aufsteigenden Gedanken kein Zeichen bereit hat, muß sich bemühn, ihn innerlich vor seinem eignen Anblikke zu fixiren, eine Aeusrung, wodurch der Gedanke an Ausbildung und der Geist an Kraft gewinnt. Die Menschen mußten also vor Entstehung der Sprache sich um ästhetisch deutliche Vorstellungen von Dingen, welche sie unterscheiden wollten, bemühen, ungefär so wie Anfänger in der Naturkunde die Eigenschaften mererer Pflanzen oder Mineralien unterscheiden, und sich von iedem einzelne deutliche Begriffe bilden müßen, ehe sie die Kunstnamen wissen. Lange blieben aber doch die Vorteile, welche die immer sich erweiternde Gesellschaft aus leichter Mitteilung ziehen konnte, nicht unbekannt. Man war daher auf Förderung dieser Mitteilung bedacht.

dacht. Die artikulirten Töne waren zu diesem Zwekke die schiklichsten, und lagen auch der Beobachtung am nächsten. Man schränkte daher den Umfang der Zeichen auf dieselben ein.

Die Geschichte fürt uns aber nicht bis zur Entstehung der artikulirten Töne, nicht bis zum Ursprunge der Wortsprache; es muß uns daher erlaubt sein, diese Lükke durch Mutmaßungen auszufüllen.

Die erste Sprache bestand warscheinlich aus Naturlauten, aus Geberden und wenig Artikulationen der Stimme. (die Sprache in ihrer Kindheit.) Die Naturlaute, diese natürlichen Folgen der Bedürfniße und heftiger Gemütsbewegungen, sind unstreitig die ersten Laute des werdenden Menschengeschlechtes, wie des werdenden einzelnen Menschen. Wer weis, wie lange es zuging, ehe dieselben durch die Wirkung der Kehle, des Gaumens, der Zäne und der Zunge, der Lippen und der Nase zu artikulirten Tönen erhoben wurden. Die Sprachen wilder roher Völker bestehen daher immer mehr aus Gesange, als aus abgegliederten Lauten.

So

So glich die Sprache der Troglodyten in der alten Welt dem Geräusche der Räder, und enthielt nur sehr unvollkommne artikulirte Töne. Die Sprache der Hottentoten ist nicht ganz ohne Artikulation; allein doch immer sehr mangelhaft in dieser Hinsicht. Jeder Laut machte Anfangs einen vollkommnen Sinn aus: denn Menschen in den rohen Zeiten sind eben so wenig einer zusammenhängenden Rede oder aneinander gereihter Säzze fähig, als einer zusammenhängenden Ideenfolge. Die erste Sprache bestand daher vorzüglich aus Hauptlauten, war eine ungereihete einsilbige Mundart, eine Gattung von Gesang. Nur allmälig wurden die einsilbigen Wurzelwörter durch Untermischung der Hilfslaute da, wo es der Nachdruk erheischte, verlängert und mehr artikulirt. — Die Geberden dürfen aber nicht von der Sprache der ersten Menschen ausgeschlossen werden. Was heut zu Tage verschiedne Nazionen thun, um in die Rede mehr Nachdruk und Feuer zu bringen, geschah Anfangs aus Armut an artikulirten Zeichen. Schauspieler und Redner bedienen

nen sich der Geberden um ihrem Vortrage mehr Lebhaftigkeit zu erteilen; die ersten Erfinder der Sprache thaten es, um sich andern verständlich zu machen. Die Geberdensprache aber ist manchfaltiger Ausdrükke fähig, wie es die künstliche Sprache der Taubstummen und der handelnden Indianer, welche nach dem Zeugnisse von Chardin, durch verschiedne Berürungen der Hände all ihre Geschäfte öffentlich, und doch in der Stille verrichten, beweist.

Die Sprache des Bedürfnisses ist das notwehdigste Werkzeug der Gesellschaft; auf sie hat also das menschliche Geschlecht seine erste Sorge richten müßen. Eine vollkommne Sprache ist nicht eher möglich, als bis die Volksmenge sich erweitert, und die dadurch bewirkte Verengung der Gesellschaft einen angemeßnen Grad von Kultur erreicht hat. Nur, wenn die physischen Bedürfnisse befriedigt sind, können die geistigen sich regen; die rauhen Schälle, das verworrene Geschrei in lieblichre Töne, in sanftern Gesang sich auflösen, und die Sprache der Notdurft sich in eine bilderreiche verwandeln. (Die Sprache

in ihrer Jugend.) Im Schose des Uiberflusses hat man Muse genug, auch verborgne Einerleiheit und Verschiedenheit der Dinge zu bemerken, und für die besondern Bestimmungen der Dinge neue Ausdrükke zu prägen. So wie nun die Einsicht in die ersten viel Scharfsinn voraussezt, so fodert auch das Verständnis der leztern viel Uibung des Verstandes. Daher geschieht es, daß ein Teil des Volkes zur Bezeichnung der besondern Verhältnisse der Dinge die transzendentalen Ausdrükke, durch welche blos die allgemeinsten Verhältnisse angezeigt werden sollen, noch immer beibehält, zugleich aber auch die neugeprägten Wörter für iene gebraucht; hiedurch wird die Sprache voll uneigentlicher und abgeleiteter Ausdrükke. Die Einbildungskraft enthält nun eine weit ausgebreitete Sphäre. Sie sucht nicht nur die manchfaltigen Reize, vorzüglich die starken hervorstechenden Züge der Natur, zu kopiren, sondern durch geschikte Verbindung und Zusammenstellung derselben neue Ganze zu schaffen. Hier ist die Epoche der Dichtersprache. Durch diese und den schriftli-

chen

chen Aufsazz wird die Sprache verfeinert, auf artikulirte Töne eingeschränkt, und das Silbenmas eingefürt; sie wird voller, wolklingender, singbarer. In diesem blühenden Alter befand sich die griechische Sprache, als Homer, als Nationalbarde, einen Gegenstand vom allgemeinen Interesse für seine ganze Nation besang.

Die Poësie hat der Sprache der Beredsamkeit die Bane gebrochen. Aus dem Beispiele iener lernte diese, die Gegenstände zu malen, das Ohr in sanfte Bebung zu sezzen, und das Gemüt auf alle Seiten zu lenken. Nur arbeitete sie zunächst auf den Unterricht, und wenn sie den Weg dazu mit Blumen streute, so geschah es, um den Leren leichtern Eingang in die Herzen sinnlicher Menschen zu verschaffen. Die Rede ward gleichsam in kleinere Teile gebrochen, und die Sprache durch genauere Zergliederung und Unterordnung der Gegenstände bereichert. In dem Mase, in welchem die Sprache an Bestimmtheit gewann, ward sie auch zum Ausdrukke der Philosophie oder zur Haltung und Mitteilung deutlicher Begriffe ge-

schikter. (Sprache in ihrem männlichen Alter.) Zu dieser Reife war die griechische Sprache gelangt, als Pindar sang, und Plato philosophirte.

Die Sprache, wie alle menschliche Erfindungen, ist nur bis auf einen gewissen Punkt der Vervollkommnung fähig. Hat sie diesen erreicht, so grenzt sie näher an ihren Zerfall, als man wol denken sollte. Der Stufen zu ihrer Verschlimmerung sind zu viele, als daß man sie alle aufzälen könnte. Eine Sprache kann sich erschöpfen, so, daß sie durchaus unfähig wird, dem menschlichen Verstande zu irgend einem neuen Begriffe zu helfen. Die gewältesten Ausdrükke und Wendungen verlieren durch ihre öftere Wiederholung allen Reiz. Das Zeitalter höher steigender Kultur, und der zu weit getriebenen Verfeinerung macht es daher zum Bedürfnisse, auf neue Bildungen und Wendungen der Gedanken zu raffiniren, nach Worten von sonderbarer Art und exzentrischen Ausdrükken zu haschen, und das ekle Ohr durch küne Inversionen und affektirte Zusammenstellungen einzelner Wörter und

Perioden

Perioden zu kützeln. Dem Genius der Sprache geschieht Gewalt, Wörter und Sázze werden erkünstelt, und Liebe zum Wechsel und Neuen reißt immer mehr von der Bane ab, welche die klassischen Schriftsteller, die Muster des guten Geschmakkes, gezeichnet haben. (Greisesalter der Sprache). *

2.

Nach dieser kurzen Uibersicht des stufenweisen Fortganges der Sprache überhaupt, wollen wir nun auch die allmälige Entwiklung der einzelnen Redeteile untersuchen.

1.) Wie die menschliche Erkenntnis von Empfindungen anhebt, so die Sprache von Empfindungslauten, vom leidenschaftlichen Ausrufe, von Interiektionen. Sie sind Naturlaute, un-

* Cicero de Inuentione lib. I c. 2 hat den Ursprung der Sprache der Beredsamkeit, und Seneka im 114 Briefe an seinen Lucilius ihren Zerfall sehr gut gezeigt. — Man vergesse nicht, daß ich hier nur eine Skizze von den Hauptperioden der Sprache liefern wollte.

abhängig von Willkür und Konvention, und daher in allen Sprachen einander sehr ähnlich. Aber sie konnten auch, absichtlich gebraucht, zu künstlichen Zeichen werden. Die Empfindungswörter sind der Urgrund iedes Lautes der sieben Sprachorgane; durch manchfaltige Ausbildung wurden sie zu gebognen, abgeleiteten und zusammengesezten Wörtern. Die Sinesische Sprache ist deutliches Beispiel von dieser Einfachheit. Sie besteht nur aus wenig Worten, welche aber blos durch Modifikation des Tones manchfaltiger Abänderungen fähig sind, wodurch sie zu allen Bedürfnissen dieses Volks zureichen. Die Cuzkoische Sprache, die Hofsprache der Peruaner, war äusserst arm. Ein einziges Wort mußte drei auch vier Gegenstände bezeichnen. Nur durch die Verschiedenheit der Aussprache eines und desselbigen Wortes ward diese Verschiedenheit der Bedeutungen kenntlich. Die Peruaner hatten nämlich eine dreifache Art, die Sylben in ihrer Sprache auszusprechen: einmal brachten sie solche durch geschloßne Lippen hervor, ein andermal zogen sie die Zunge bei der Aussprache gegen den

Gau=

Gaumen zurükke, und endlich holten sie solche tief aus der Kele heraus. * Diese Simplizität ist der Simplizität der aufkeimenden Sprachen besonders natürlich.

2.) Erkenntnis und Sprache halten gleichen Gang. Die Abänderung, Berichtigung, Erweitrung der erstern äussert zugleich ihren Einfluß auf die leztre. In unsrer Erkenntnis geht aber die Vorstellung des Allgemeinen, Formellen, als Bedingung aller Vorstellungen, der Vorstellung des Besondern, Materiellen voran; und daher, daß die transzendentalen Ausdrükke d. h. dieienigen, welche körperlichen und geistigen Dingen zugleich zukommen, die ersten in der Sprache sein müßen. Jede Sprache enthält daher auch Wörter für transzendentale, aber nicht für konkrete Begriffe, Ausdrükke zur Bezeichnung dessen, was in verschiednen Arten der Dinge gemein-

* Sitten und Meinungen der Wilden in Amerika. Frankfurt 1777. I B. S. 225. u. f.

meinschaftlich, aber nicht dessen, was in denselben auf besondre Art bestimmt ist. Unsere Sprache kann z. B. den Wechsel der Veränderungen in einem Subiekte im allgemeinen durch Bewegung ausdrükken; aber sie hat kein Wort für die verschiednen Arten derselben, für den Wechsel der Veränderungen, welche allein in der Zeit, und die, welche zugleich in der Zeit und im Raume vorgehn, für die Bewegung in concreto.

3.) Das Subiekt der Rede konnte auch ohne artikulirte Töne ausgedrükt werden, nämlich blos durch Hinweisung auf dasselbe vermittelst der Hand, oder des Fingers, wovon wir izt noch, besonders bei lebhaften Völkern, Spuren antreffen: aber das Wirken und Leiden oder andere Verhältnisse des Subiektes konnten nicht wol durch Geberden bezeichnet werden. Zeitwörter scheinen daher zu den ersterfundnen zu gehören. Die Erfarung scheint damit ganz übereinzustimmen. Sie lert, daß Manche das Gedächtnis der Substantive, aber nicht der Zeitwörter, verlieren. Sollte dies nicht zu dem Schluße berechtigen, der Gebrauch

der

der Zeitwörter sei dem Menschen natürlicher, als der Gebrauch der Hauptwörter? Daraus läßt sich auch die Ableitung der Hauptwörter von den Zeitwörtern in den morgenländischen Sprachen leicht erklären. Wenn Lafiteau versichert, das Zeitwort mache in der Huronschen und Iroquesischen Sprache Alles aus, so will er vermutlich soviel sagen, daß alle Wörter in diesen Sprachen aus Beugung und Abänderung der Zeitwörter entstehen: denn nach dem Zeugnisse von Kraft findet man in den wildesten Sprachen zum Teile nichts als Zeitwörter, und gar keine Nennwörter. Unter den Zeitwörtern selbst waren die unpersönlichen die ersten. * Sie bezeichnen in einem einzigen Worte ein ganzes Ereignis, ohne eine metaphysiche Einteilung des Geschehnen in seine besondern Hauptglieder, in Subiekt und Prädikat vorauszusezzen. Bei größerm Fortgange der Sprache aber werden sie

* Schmidt's Considerations concerning the first formation of languages.

ausgemerzt, daher, daß die neuern Sprachen den Gebrauch derselben nicht kennen.

4) Unter den Nennwörtern scheinen sich die Eigenschaftswörter zuerst entwikelt zu haben. Die Substanzen nämlich, welchen sie inhärirten, konnten ebenfalls im Ursprunge der Sprache blos durch Geberden angezeigt werden; aber nicht so ihre Eigenschaften. Viele Adiektive leiten zwar nun ihren Ursprung von Hauptwörtern: aber solche Adiektive fanden sich auch warscheinlich nicht bei Entstehung der Sprache.

5) Die Gegenstände, welche man bereits durch Worte bezeichnet hatte, erschienen unter verschiednen Umständen; um nun dieselben zu unterscheiden und deutlich zu machen, mußte man auch die Verhältnisse der Dinge durch Zeichen bemerken. Daher wurden Zeichen der Verhältnisse, nämlich des Geschlechtes, der Zal, der Personen, der Zeiten und Arten erfunden. Diese Zeichen waren Anfangs einzelne und ganze Wörter. In der Folge, als man sich der Kürze und Geschwindigkeit beflis, wurden sie

abge=

abgekürzt, und nun den Wurzelwörtern vor oder nachgesezt.

6) Am spätesten scheinen die Wörter, welche der ganzen Rede Haltung und Zusammenhang geben, und das Verhältnis der Gedanken gegen einander anzeigen, entstanden zu sein. Die ersten Menschen ließen, wie die Kinder, nur die Hauptgegenstände auf einander folgen, ohne Dazwischenkunft von Ausdrükken dunkler und abstrakter Beziehungen. Die Sprache des Bedürfnisses und der Leidenschaft — und dies war die erste Sprache — ist kurz, abgebrochen. Die wichtigsten Unterschiede der Dinge wurden zuerst durch eine Abänderung der Stimme oder des Schalles angedeutet. Späterhin wurden die unzäligen Nüancen entdekt, wodurch die Natur bei artikulirten Lauten die Arten und Grade der Empfindungen, die Stimmung des Gemüts, den Drang der Leidenschaft u. s. w. bezeichnet.

7) Die Grammatik ist die lezte Stufe der Vollkommenheit in der Sprache, zu welcher der

gesell-

gesellschaftliche Mensch nicht eher gelangt, bis er schon zu einer gewissen Höhe von Kultur aufgestiegen ist. Der Vervollkommnungstrieb, welcher den einzelnen Menschen und unser ganzes Geschlecht vor andern Geschöpfen so sehr auszeichnet, durch täglich zunemende Bedürfnisse gewekt, und durch die ersten Anfänge in der Sprache wirksamer gemacht, brachte die Menschen auf unterscheidende Vorstellung der Töne, auf genauere Bestimmung der Wörter, auf Unterscheidung und Vervollkommnung der Redeteile. Aus Beobachtung derienigen, welche Würde und Nachdruk, Bestimmtheit und Melodie in ihre Rede zu bringen wußten, schöpfte man Regeln zur Bestimmung des Notwendigen und Willkürlichen in der Sprache.

III Kapitel.

Verschiedenheit der Sprachen.

1.

Zur Aufklärung der Verschiedenheit der Menschen in Ansehung der Sitten und Lebensart; da ein Teil der Menschen in der glühenden Zone brennt, ein andrer am Polarzirkel friert; ein Teil unter der Dekke des Himmels oder in rauchichten Hütten mit Tierfellen bedekt, der andere in Häusern und Pallästen mit den Schäzzen ganzer Weltteile geschmükt, wohnt; bedürfen wir keines Wunders. Eben so wenig wird ein Deus ex machina erfodert, um die Verschiedenheit der Menschen in Ansehung ihrer Sprachen begreiflich zu machen *. In der Kindheit

* Die Sprache eines Volkes ist zu verschiednen Zeiten verschieden; auch ist die Sprache unter den verschiednen Teilen eines und desselben Volkes zu einerlei Zeit verschieden. Der Grund von

heit des menschlichen Verstandes, bei eingeschränkter Menschen- und Sprachenkenntnis, bei Unkunde des kosmologischen Zusammenhangs war es sehr leicht, den wahren Ursprung der verschiednen unter den Völkern herrschenden Sprachen zu übersehn. Man hielt diese Verschiedenheit für ein Wunder; und — da man die aus der Verschiedenheit der Sprachen entstehenden Nachteile weit eher fülte, als die Vorteile, — wie überhaupt das Böse weit lebhafter empfunden wird, als das Gute; — so hielt man sie für Strafe des erzürnten Gottes, welcher durch diese Verwirrung den Umgang der Völker, den Fortgang des Handels und die

Aus-

---

von dieser Verschiedenheit liegt in dem Zustande der Kultur eines Volkes und der verschiednen Klassen, welche dasselbe ausmachen; so wie im Wechsel äusrer auf die Sprache einwirkenden Ursachen. In diesem Kapitel ist nur von der Verschiedenheit der Sprachen unter den verschiednen Völkern die Rede, da von der erstern bereits im vorhergehenden gehandelt ward.

Ausbreitung der menschlichen Erkenntnisse hindern wolle *. Aber eine Begebenheit, welche aus

* Moses nahm die Sage von der Sprachverwirrung beim Thurmbaue in den Flächen von Sinear als Mythe in seine Erzählung auf. Diese darf daher weder im eigentlichen noch im moralischen Sinne genommen werden. Ich beziehe mich hier blos auf die schöne Rede, welche Hr. Prof. Eichhorn beim Antritte seines Leramtes in Göttingen hielt: (Programma, quo declarantur diuersitatis linguarum ex traditione Semitica origines: Goettingae 1788. Das I St. der Bibliothek von Anzeigen und Auszügen kleiner meist akademischer Schriften. Jena 1789 enthält einen zwekmäsigen Auszug aus derselben.) — Schon Gregor von Nyßa (Serm. 12 contra Eunomium.) erkannte, daß der Grund von der Verschiedenheit der Sprachen in der Trennung des Menschen und in ihrer Verteilung in verschiedne Erdstriche müsse gesucht werden. Richard Simon, der gründliche Kritiker, hielt Gott nur in soweit, als er den Menschen den Gebrauch der Vernunft verliehn, für den Urheber der

aus natürlichen Ursachen ungezwungen und zureichend erklärt werden kann, aus übernatürlichen ableiten wollen, ist Wirkung der faulen Vernunft.

Man mag vom Ursprunge des Menschengeschlechtes für eine Hypothese annemen, welche man will; man mag annemen, iedes Land habe seine Bewoner als Autochthonen aus eigenem Schlamme erzeugt, oder das Heer der Nazionen sei von einem gemeinschaftlichen Stamme oder von etlichen wenigen Urvätern entsprossen, und habe sich allmälig über alle Weltgegenden verbreitet; so bleibt die Verschiedenheit der Sprachen, welche die verschiednen Völker reden, eine ganz natürliche Begebenheit. In ieder Hypothese ist die Sprache immer Folge von der Beschaffenheit des Empfindungsvermögens, der Wirksamkeit der Sprachwerkzeuge und dem

Zu-

der Verschiedenheit der Sprachen. Die mehrern Sprachen entstunden nach ihm erst dann, als sich die Menschen von ihrem ursprünglichen Wonsizze entfernten, und in die ganze Welt zerstreuten.

Zusammenflusse äusrer Umstände, durch welche eine beisammen lebende Menge Menschen erwekt und bestimmt wird. Unter den mehreren, auf die Sinne strömenden, Eindrükken wält iedes Volk den seinen individuellen Verhältnissen angemessensten Eindrukk, oder denienigen, welcher in gleicher Stimmung mit seinen Empfindungs- und Sprachwerkzeugen steht, zum Merkzeichen. Diese äusern, Sinne und Sprache bestimmenden, Umstände sind aber unter verschiednen Völkern sehr verschieden, und daraus folgt die Verschiedenheit der Sprachen sehr natürlich.

Insbesondre, in der einfachsten und warscheinlichsten Hypothese, welche das ganze Menschengeschlecht aus einem einzigen Pare entstehn läßt, erscheint die Verschiedenheit der Sprachen noch immer dem Laufe der Natur ganz gemäs. Im Anfange hatte das Menschengeschlecht nur eine Sprache *. Aber als sich dasselbe vervielfältigte, und

* Es ist eine unnüzze und unfruchtbare Spekulation, welches diese erste Sprache gewesen sei.

Bayerische Staatsbibliothek München

und der erste Wonplazz nicht mehr Narung genug anbot, mußte sich dasselbe in verschiedne Ge-

Desbroßes sucht die erste Sprache unter den bekannten Sprachen der Welt. Aber iede der Muttersprachen ist gleich alt; die Elemente, aus denen sie entstunden, sind keine Sprachen, und gründen sich auf dieselbigen gemeinschaftlichen Organe. Die meisten Philologen erheben die ebräische Sprache zur Sprache der ersten Menschen. Unstreitig ist sie die älteste, von der wir wichtige Uiberbleibsel besizzen; deswegen kann sie aber noch nicht die erste, ursprüngliche heisen. Der Abstand von ihr bis zum Ursprunge des menschlichen Geschlechtes, sagt Adelung, ist zu weit, und mit zu großen Veränderungen durchwebt. Da der Orient die Wiege der Menschen gewesen ist, von wo aus sie sich über ganz Asien und späterhin über die andern Weltteile ausbreiteten; so kann man allerdings die erste Sprache Orientalisch nennen; nur hüte man sich, die besondre Einrichtung derselben bestimmen, und aus derselben die andern Sprachen ableiten zu wollen. Sie ist hingerissen in den Strom der alles verschlin-

Geschlechter, Stämme und Völker teilen, und in verschiedne Gegenden ausbreiten. Aus dieser Trennung entstunden zuerst verschiedne Mundarten. Nach dem Laufe mererer Jarhunderte, binnen welcher ieder Stamm fortfur, die Anfänge der Sprache nach Verhältnis des Klima, der Bedürfnisse, der Lebensart und hundert andrer Umstände auszubilden, wurden diese Mundarten zu eignen abgesonderten Sprachen. Nach dem Mase der weitern örtlichen Entfernung und der Trennung von der gemeinschaftlichen Quelle mußte diese Verschiedenheit der Mitteilung immer merklicher und unterscheidender werden.

schlingenden Zeit, wie bereits Gregor von Nyßa, Hugo Grotius und Skaliger verteidigt haben. — Noch unnüzzer ist die Frage: was ienseits des Grabes für eine Sprache geredet werde. Mit Vorbeigehung dieser und änlicher Fragen, welche unbescheidne Eitelkeit und die träge Muse eines grübelnden Kopfes aufgeben können, müssen wir bei der kurzen Dauer unsers Lebens uns nur aufs Reelle, auf das Wichtige, Geist und Herz Närende, einschränken.

2.

Himmelsstrich, Lebensart, gesellschaftliche Verbindungen, Grad der Bildung in Künsten und Kenntnissen, Völkerwandrungen, Handel, Sitten und Gebräuche pflegen auf manchfaltige Art Sprachen und Mundarten bald zu vermischen, bald zu vereinen, Bländlinge zu erzeugen, bald wol gar zu verdrängen. Wir wollen die vorzüglichern Gründe von der Sprachverschiedenheit nun einer nähern Untersuchung unterwerfen.

Die Verschiedenheit des Himmelstriches (das Wort in der weitläuftigsten Bedeutung genommen, in welcher auch die manchfaltigen Gegenstände und Narungsmittel zu demselben gerechnet werden) ist Grund von der Sprachverteilung. Die Sanftheit oder Rauhigkeit des Klima, die äussere Gestalt der Erde, die Nähe oder Entfernung von Hügeln, Flüssen und Bergen wirken eben so sichtbar auf die Sprache und ihre Werkzeuge, wie auf die Sitten eines Volkes, so, daß die Bewoner vom Kontinent von ienen an Flüssen, und die Bewoner gebirgigter

Gegen=

Gegenden von denen auf flachen Boden auch an der Sprache, an der Härte oder Weichheit ihrer Töne, leicht zu unterscheiden sind. Geschichte und Reisebeschreibungen leren, daß Völker unter dem seligen Einflusse eines milden, lachenden Himmelstriches reicher in der Sprache sind, als die Bewoner einer rauhen stiefmütterlichen Gegend, wenn die übrigen Verhältnisse gleich sind. Die Fülle und der Wechsel der Gegenstände wekken den Erfindungsgeist, und vervollkommnen das Sprachvermögen. Die Sele nimmt gleichsam die Farbe der sie umgebenden Gegenstände an, und teilt sie ihren Ausdrükken, den Zeichen und Bildern, mit. H. Tiedemann leugnet zwar den Einfluß des Klima auf den Reichtum und die Armut der Sprache; weil die Erfarung lere, daß arme und rauhe Sprachen unter derselben Himmelsgegend sich in reiche und wol lautende umgewandelt hätten. * Aber mir scheint aus dieser Erfarung folge nur, daß dieser Einfluß

*Vers. einer Erklärung des Ursprunges der Sprache S. 63.

nicht unbedingt, nicht die einzige Ursache von der Verschiedenheit der Sprachen sei; aber keineswegs, daß der Himmelsstrich auf die Natur der Sprache gar nicht einwirke. Völker machen auch bei unveränderter Beschaffenheit des Klima in der Geisteskultur oft Fortgänge, oder fallen auch in den Zustand der Roheit und Barbarie wieder zurükke, wenn andre auf ihren Zustand einwirkende Ursachen sich ändern; wer wollte aber hieraus den Schluß ziehen, daß der Himmelsstrich an der Bildung und Verfeinerung der Völker gar keinen Anteil habe?

Die Lebensart fördert mehr oder weniger den Geist der Industrie, und macht daher mehr oder weniger Zeichen und verschiedne Arten derselben notwendig und nüzzlich; sie heftet die Aufmerksamkeit auf diese oder iene Seite des Gegenstandes nach der notwendigen oder zufälligen Verbindung, in welcher derselbe zur Befriedigung der Bedürfnisse steht; und daher Verschiedenheit der artikulirten Töne. Die Sprache des Jägers, des Fischers, des Hirten ist äusserst arm und eingeschränkt; weitläuftiger und reicher die

des Akkerbauers. Die Sprache erweitert sich bei erweiterter Wirkungssphäre. Die Töne derienigen Völker, welche vom Raube wilder Tiere leben, sind rauh, hart, stark; ihre Musik ist wild, Trompetenton, Schlachtgesang. Die Völker, welche Viehzucht nährt, tönen sanft, süße, lieblich; ihre Musik ist weich, schmelzend, Leierton.

Aus der Verschiedenheit des Klima und der physischen Lebensart entsteht der physiologische Karakter, zum Teile auch die verschiedne Verbindung und der Geist einer Gesellschaft; und hieraus neue Quellen von verschiednen Dialekten und Sprachen. Je fester das Band der Gesellschaft, desto herzlicher und sanfter die Sprache, um die Träne von der abgehärmten Wange des Elenden zu troknen, um die zarten Empfindungen des Wolwollens einzuflößen, um das menschliche Leben nach allen Lauten und Mislauten, welche Denkart und Sitten ihm leihn, lebhaft darzustellen. "Es ist gewis, sagt Addison im Zuschauer N. 135, daß der muntre geschwäzzige Geist der Franzosen beträchtlichen Ein-

fluß auf ihre Sprache gehabt hat; so wie der Geist der Italiener, welche Musik und Feierlichkeiten lieben, all ihre Worte und Ausdrükke diesen Zwekken angepaßt hat. Das steife und gravitätische Wesen der Spanier malt sich ganz in der Ernsthaftigkeit ihrer Sprache, und die gerade biedre Sinnesart der Deutschen nimmt sich in der Rauhigkeit der hochdeutschen Töne besser aus, als es in irgend einer geschmeidigen Sprache möglich wäre."

Der Umgang mit andern Völkern, Verkehr und Handel erweitern den Vorrat von Zeichen, und bessern oder verschlimmern die Artikulation der Sprache. Die Römer vor ihrem Umgange mit den Griechen hatten den Reichtum der Sprache nicht, den sie in der Schule der Uiberwundenen durch Verpflanzung der griechischen Schönheiten auf römischen Boden gewannen. Terenz nam alle Grazien der Griechen in seine Sprache auf. Cicero gab ihr Numerus und Harmonie, und die Dichter, welche unter August blüheten, bereicherten dieselbe mit den Schönheiten von Homer und Pindar. Wie

sehr

sehr hat die englische Sprache in den neuesten Zeiten durch das Verkehr mit fremden Hilfstruppen, durch die große Fede des Mutterlandes mit den Provinzen, durch die Unterhandlungen mit dem Feinde selbst, gewonnen? *

Völkerwandrungen legen den Grund zur größten Verschiedenheit in den Sprachen. Gesezt, ein ganzes Volk, oder ein ansehnlicher Teil desselben sähe sich gezwungen, nach zu großer Vermehrung oder auch nach erfolgten bürgerlichen Kriegen andre Wohnsizze zu suchen; nach langem Umherstreifen zu Wasser und zu Lande endlich mit gewaffneter Hand oder durch Verträge mit den Bewonern eines Striches sich zu ver-

* Man lese H. Hofrat Forsters, meines verehrungswürdigsten Freundes, meisterhafte Geschichte der Litteratur, Kunst und Sprache in den Annalen der brittischen Geschichte des J. 1788. I Band. Mannheim 1789. Seiner Beschreibung von England, der Frucht seiner erst kurz gemachten Reise in dieses Vaterland der Denker, sieht ieder, welcher den richtigen Beobachtungsgeist und die körnigte, blühende, philosophische Sprache dieses vortreflichen Mannes kennt, mit heisester Sehnsucht entgegen.

vermischen, und mit denselben Gesezze und Sitten zu teilen, so wird aus dieser Vermischung eine neue, von der zeither unter beiden Völkern üblichen Sprachen ganz verschiedne, Sprache entstehen. Auf diese Art ist die alte lateinische Sprache erzeugt worden; nämlich aus der Vermischung der alten Liguriſchen mit der Sprache der Pelasger, Hellenen, Troianer und Hetruren.

Noch andre zufällige Ursachen, welche sich aber nicht so genau anzeigen und berechnen lassen, bewirken ebenfalls Sprachunterschiede. Ein Beispiel wird es deutlich machen, was ich unter denselben verstanden haben will. Die Körper erhielten ihre Namen von dem Schalle, den sie von sich gaben, oder von der Aehnlichkeit, welche sie mit verwandten tönenden Körpern haben. Der Schall aber eines und eben desselben Körpers ist nicht unter allen Umständen derselbe; auch die Punkte der Aehnlichkeit, welche sich an den Gegenständen warnemen lassen, sind manchfaltig; dasselbe Obiekt kann von mehrern Seiten aus verschiednen Gesichtspunkten betrachtet werden; was Wunder also, wenn die verschiednen Völker auch in Sprachen von einander abweichen?

II

II. Abschnitt.

Philosophische Geschichte der Schrift.

1. Kapitel.

Verschiedne Schriftarten.

Die Schrift gehört zwar nicht notwendig zur Sprache; aber sie trägt doch zur Ausbildung derselben, und zur Aufklärung ihres Ursprunges bei.

Es gibt aber zwei Gattungen der Schrift. Man stellet entweder die Gegenstände der Empfindung und des Denkens selbst vor, oder ihre Zeichen. Die Schrift, welche die Zeichen von Dingen selbst ausdrükt, heißt die reelle, die andre, welche blos die Zeichen der Worte enthält,

hält, die organische. Zur erstern rechnen wir die Gemälde, die Hieroglyphen, und die abgekürzte amerikanische, oder karakteristische Schrift, zur andern die Sylben- und Buchstabenschrift.

Die Malerei stellt die eigentlichen Bilder der zu beschreibenden Dinge vor; sie ist entweder grob, oder fein. Jene, welche die groben Bilder der Gegenstände hinzeichnet, fand sich bei allen rohen Völkern. Durch solche ebenbildlichen Vorstellungen stellten die Irokesen eine Kriegsexpedition vor, welche einige Franzosen gegen einige der Irokesen vorgenommen hatten. (La Hontans Reise II B. S. 191) Zusammengesezte Vorstellungen werden in dieser Schriftform dadurch angezeigt, daß eine Art von Vorstellungen gemalt wird, mit welcher die andere innig verbunden ist. Ochse und Widder z. B. wurden durch die diesen Tieren eignen Hörner abgebildet. Die Mexikaner bedienten sich dieser Schrift, als Kortez zuerst ihre Bekanntschaft machte. Sie kündigten die Ankunft der Spanier ihrem Kaiser Montezuma

durch

durch einen rohen Riß der Schiffe an. Um diesen Malern noch mehr Beschäftigung zu geben, und zugleich auf Montezumas Herz tiefen, schreklichen Eindrukk zu machen, gab ihnen Kortez das schreklich prächtige Schauspiel eines Treffens nach europäischer Taktik; und die Maler boten all ihre Kräfte auf, das Zerstörende der Spanischen Kriegskunst in ihre Bilder zu bringen. (Antonio von Salis Geschichte der Erobrung von Mexiko XI B. 1 K.) Deswegen heißt malende Schrift auch die Mexikanische. — Die feine Malerei ist mit der groben nahe verwandt: denn auch sie bezieht sich auf Bilder; aber sie ist in ihren ersten Prinzipien von iener ganz verschieden. Hieher gehört die besondre Schriftart der Peruvianer, welche aus knotichten Schnüren von verschiednen Farben und verschiedner Länge besteht. (Ynca Garcilasso Histoire du Perou liv. VI. ch. 8.) Die Egypter und Sinesen in ihrem höchsten Altertume besasen ebenfalls diese Schrift. Zu dieser feinen Bilderschrift muß auch noch die Schrift gezogen werden, wel-

che

che aus kleinen Stükchen Holz besteht, und durch manchfaltige Kombination derselben allerlei Gegenstände vorstellet.

Die Hieroglyphen sind eine Art abstrakter Malerei, welche in steinerne Denkmale eingehauen war. Die Figuren, welche in dieser Schrift vorkommen, haben außer ihrer gewönlichen Bedeutung noch eine besondre, welche nur mit dem Geiste gefaßt werden kann. Der Zirkel z. B. bedeutet außer der Sonne, Gott, Ewigkeit, Himmel und Jar. Ein schönes Beispiel dieser symbolischen Schreibweise fand sich im Tempel zu Diospolis. In demselben sah man ein Gemälde, welches ein Kind, einen Greisen, einen Habicht, einen Fisch und ein Krokodill vorstellte. Das Kind zeigte die Geburt, der Greis den Tod, der Habicht Gott, der Fisch den Haß, und das Krokodill die Unverschämtheit an. Der Sinn dieser Allegorie war also: "Ihr alle! die ihr geboren werdet, und sterbet, Gott haßt die Unverschämtheit." Nicht nur die Egypter, welche zwei Arten dieser Schrift hatten, eine für die Priester, und eine andre für den Pöbel, auch andre Völker

be-

bedienten sich dieser metaphorisch malenden Schrift. * Ihr Gebrauch und ihre Erfindung scheint auch so leicht, daß selbst rohe Völker zu derselben gelangen mußten.

Die karakteristische Schriftart besteht aus willkürlich angenommenen oder konventionellen Zeichen, deren iedes einen eignen Gegenstand ausdrükkt. Von dieser Form ist die Sinesische, eine Art von fließender Schrift, welche die Figuren in einfachen Zügen vorstellt. ** Die Karaktere haben die Natur der Hieroglyphen, die

* Uiber die Bilderschrift der Egypter verdienen gelesen zu werden Warbutons göttliche Sendung Mosis T. II S. 105. und Niebuhrs Beschreibung von Arabien S. 102. — Uiber die Bilderschrift der Amerikaner Robertsons Geschichte von Afrika, und Krafts Sitten der Wilden.

** Beattie in der angezeigten Theorie der Sprache S. 313 benachrichtigt uns, von einem Schottländer, der lange in Batavia gewont hat, gehört zu haben; daß ein Sinese, als er

die aber wegen des schnellern Gebrauches so abgekürzt sind, daß ihre ursprüngliche Form sich nun nicht mehr entziffern läßt.

Die organische Schrift, welche nicht die Gegenstände, sondern nur die Töne, bezeichnet, sezzt das Dasein der Sprache voraus. Die ersten Schriftformen waren auch ohne Sprache möglich; aber nicht die Kunst, de peindre la parole et de parler aux yeux. Die Schriftzüge sind Typus des Hauches unsers Mundes, wie dieser unsrer Gedanken und Gefüle. Sie begreift die Sylben — und Buchstabenschrift in sich,

er seinen christlichen Vor- und Zunamen erfur, etwas auf das Papier geschrieben, welches ein andrer Sinese gleich beim ersten Anblikke artikulirt habe. Dies konnte nun schwerlich geschehen, wenn beide die Kunst, die Elementarschälle der Sprache auszudrükken, nicht verstanden hätten. Indes ists auch möglich, daß die Sylben, welche den Namen ausmachten, Sinesische Worte wären. Dessen ungeachtet glaubt der Schottländer, die Handelsleute in Sina besäsen eine Art von Alphabet.

sich, welche die Unterscheidung der Haupt- und Hilfslaute voraussezt. Die Sylbenschrift besteht aus gemalten Zügen, die auf einmal den Haupt- und Hilfslaut ausdrükken. Das erste Muster aller Sylbenschriften ist die Sanskritschrift der Hindus. Die südlichen und östlichen Asiaten sind größtenteils noch heut zu Tage in ihrer Aufklärung nur bis zu dieser Schrift gekommen. Die Ethiopier besizzen 200 Sylbenkaraktere, und die Brachmanen ungefär 240, welche ienen sehr änlich sind. Die Buchstabenschrift sondert den Hauptlaut vom Hilfslaute ab, indem sie auf einer Seite den Ton, auf der andern die artikulirte Form, welche der Ton von einem der Sprachorgane erhält, bezeichnet. Wie die Wörter hörbare und artikulirte Zeichen unsrer Gedanken sind, so sind die Buchstaben sichtbare der artikulirten Töne. *

Die

* Maupertuis über die verschiednen Mittel, deren sich die Menschen zur Bezeichnung ihrer Ideen bedient haben, in Hißmanns Magazin B. I. n. 2.

Die Materie, der man sich zur Schrift bediente, war sehr verschieden. Anfangs gebrauchte man die dauerhaftesten Materialien; dann wälte man bequemere, bis man endlich auf die bequemste, die Erfindung des Papiers, kam. Steine und Felsen wurden zuerst zur Schrift gebraucht. Es war gleichsam Sitte bei allen Völkern, dasienige, was man für würdig hielt, auf die Nachwelt zu bringen, in Säulen einzuhauen. Von dieser Art sind die Säulen, in welchen Osiris, Bachus, Herkules und Sesostris ihre Thaten und Feldzüge zu verewigen suchten. In noch größerm Rufe stunden die Säulen, in welchen die Leren und Vorschriften von Merkurius Trismegistus aufgezeichnet waren. Die alten nordischen Völker hatten Säulen von mehr als 40 Fuß in der Höhe, welche mit sehr einfachen, der Roheit des Zeitalters gemäßen, Inschriften bereichert waren. Solche steinerne Massen waren unstreitig die ersten Denkmale zur Erhaltung der Gesezze, der Verträge, der Geschichte und der interessantesten Entdekkungen. Nur

aus

aus diesen Quellen haben die Geschichtschreiber des Altertumes geschöpft. Der Gebrauch, auf gebrannte und über einander gelegte Steine zu schreiben, ist ebenfals sehr alt. Die Babilonier haben ihre ersten astronomischen Beobachtungen auf gebrannte Steine gezeichnet. Die ältesten Denkmale der Sinesischen Litteratur waren auf harte und breite Steine eingegraben. Moses Gesezze waren auf steinernen Tafeln enthalten. Indes war diese Methode zu mühsam und unbequem, als daß sie sich lange hätte erhalten können. Man wälte daher statt Steine feine Metalle, welche für die Schrift weit empfänglicher sind, als iene. Sehr frühe bediente man sich Stükke von Kupfer, und dann Tafeln von Holz. Die Archive der Städte und Reiche bestunden wahrscheinlich merere Zeitalter durch nur aus dieser Art Bücher. Die ersten Völker bedienten sich derselben sehr häufig; wovon der wichtigste Grund war, weil man keine beßre Materie zum Schreiben kannte. In der Folge fand man mehrere andre Materien zur Schrift brauchbar, als Blätter von gewissen Pflanzen, die innere

Rinde gewisser Bäume, die Tierhäute, Leinwand, Elfenbein, Muscheln, Scherben, Pergament, egyptisches Papier, Kattunpapier. Vorzüglich ist der Gebrauch der Tierhaut zum Schreiben sehr alt und allgemein; man findet davon noch viele Spuren in mehreren Gegenden Asiens und Afrikas. — Die Karaktere wurden mit einer spizzen Nadel in die Blätter oder in die innere Rinde der Bäume eingedrükt. Dieser Gebrauch ist sehr alt. Uiberhaupt grub man in der ersten Zeit mehr ein, als man schrieb. In der Folge fand man die Kunst, vermittelst gewisser farbichten Liqueurs die Buchstaben zu zeichnen. Man bediente sich hiezu Anfangs des Pinsels; welchem Gebrauche die Sinesen und andre Völker getreu geblieben sind. Zur Schrift in Stein und Metall gebrauchte man den Meisel, zur Schrift in hölzerne und wächserne Tafeln den Griffel. Die eigentliche Schreibkunst war wenig bekannt und ausgebreitet: denn sie erfodert Zeit und Mühe; daher der langsame Fortgang der Künste und Wissenschaften. Der Gebrauch der Feder, der Dinte

und des Papiers war den Alten ganz unbekannt. Die ersten Federn waren aus Schilfrore, und hatten den Schnitt und die Spalte, wie die unsrigen. Sie sind noch heut zu Tage im Gebrauche der Orientaler; aber im Okzidente mußten sie almälig den Kielen der Gänse, Schwanen und Pfauen weichen. *

* Goguet l'origine des loix, des arts et des sciences T. 1. Paris 1778 liv. 2. Ch. 6. (Deutsch von G. Ch. Hamberger. Lemgo 1760. 4.) Denis Einleitung in die Bücherkunde. T. I Wien 1782. §. 10.

II Kapitel.

Fortgang der Schrift.

Nicht Eitelkeit, seine Gedanken auf die Nachwelt zu bringen, nicht Hang zu magischen Karaktern, oder Mangel an Beschäftigung, sondern der dem Menschen so natürliche und so frühe sich entwikkelnde Trieb zur Nachahmung scheint mir die große Erfindung der Schrift veranlaßt zu haben. Der Mensch suchte nachzubilden, was er sah und fülte; er sprach und schrieb. Die Sprachwerkzeuge wurden unwillkürlich zum Sprechen, wie die geschäftige Hand zum Bilden, hingerissen. Freilich war die erste Schriftform roh und unvollkommen, wie die erste Sprache. Beide trugen das Gepräge roher Naturmenschen, hielten in ihrer Entwiklung gleichen Schritt, und gelangten nur langsam und stufenweise zur Vollkommenheit. *

Das

* Pr. Tychsen über die Buchstabenschrift der alten Egypter (Bibliothek der alten Litteratur und

Das erste Element der Kunst zu schreiben war das Gemälde, die ursprüngliche Schrift ebenbildliche Vorstellung der Dinge. Sie ist so alt, als das Menschengeschlecht, und war lange Zeit die einzige. Alle rohe Völker in allen Zeiten, unter allen Klimaten, bedienten sich grober Nachbilder körperlicher Gegenstände. In der Folge ward diese Schriftart gefeilt. Es entstunden ebenbildliche Vorstellungen mit natürlichen Hieroglyphen, aber ohne Symbole. Der

und Kunst 1789) hat uns ein schönes Beispiel von der Entstehung und dem Fortgange der Schrift an den Egyptern gegeben. Die älteste Schriftart derselben war Bilderschrift, die von ganzen Figuren ausgieng, allmälig aber abgekürzt, und mit konventionellen Zeichen verbunden ward, bis sie der Zeichenschrift näher kam, in die sie sich noch mehr verwandelte, als man Bücher schrieb. Nun wurden Priester- und Hieroglyphenschrift als zwei voneinander ganz abweichende Schriftarten unterschieden. Späterhin ward auch Buchstabenschrift für den Gebrauch des gemeinen Lebens eingefürt.

Erste, welcher auf dem Sande einen Zirkel beschrieb, um dadurch die woltätige Sonne und den Silbermond anzuzeigen, gab zu dieser kyriologischen Schrift Veranlassung. Wer aber dieser glükliche Erfinder gewesen sei, davon ist tiefes Schweigen in der Geschichte. Die ältesten Chaldäer, Perser, Phönizier, Egypter, Sineser und Griechen bedienten sich derselben. Wahrscheinlich hat iedes Volk unabhängig von dem andern diese Erfindung gemacht.

Von der kyriologischen Schrift zur symbolischen, hieroglyphischen oder metaphorischen ist nur ein Schritt, und der war leicht zu thun. Der Gebrauch der kyriologischen Schrift war zu eingeschränkt; man suchte ihn dadurch zu erweitern, daß man mit den schon vorhandnen Bildern einen allegorischen Sinn verband, um Dinge anzuzeigen, welche weniger oder gar nicht ins Auge fielen. Hatte man z. B. Beschaffenheiten vorzustellen, so zeichnete man die Gegenstände selbst, an welchen sich diese Beschaffenheiten vorzüglich fanden. Das Bild

eines

eines Kindes drükte die Geburt, das Bild eines Greises aber den Tod aus. Daher nennt Wachter die symbolische Schrift Bilderphilosophie. Nach Tacitus (Annalen XI B. 14 K.) sollen die Egypter die Erfinder dieser Schrift sein; indem sie zuerst die Verstandesbegriffe durch Figuren der Tiere ausgedrükt haben. Allein dieser Historiograph schrieb blos den Griechen nach, welche diese Schriftart in Egypten kennen lernten, und daher auch dies Land für das Vaterland der Hieroglyphen hielten; ob aber vor den Egyptern kein anders Volk sich der Bilderschrift bedient habe, kann Tacitus nicht beweisen. Das älteste Denkmal der symbolischen Schrift ist der bilderreiche Tierkreis. Dieser aber ist eine Erfindung von der Astronomie der Assyrier. Sollten also diese nicht vor den Egyptern den Gebrauch der symbolischen Schrift gekannt haben? Zur Zeit, als die Griechen die Egypter besuchten, hatten dieselben schon den Gebrauch der Hieroglyphen vernachläßigt, indem sie schon die alphabetische Schrift eingefürt hatten. Aber die Egypti-

schen Priester, die, wie alle Weise des Altertumes, Nichts angelegners hatten, als ihre Wissenschaft den Uneingeweihten zu verbergen, hatten die Hieroglyphenschrift als einen Schleier beibehalten, um das zu verhüllen, was das profanum vulgus nicht erkennen sollte. Daher blieb diese Schrift auch nach Erfindung der Buchstabenschrift noch eine heilige und geheime Schrift der Egypter.

Da man einmal die natürlichen Bilder als Symbole andrer Gegenstände gewält hatte, deren Schwäche und Unvollkommenheit man bald einsehen mußte, und überdies der Vorrat der zu bezeichnenden Dinge immer mehr sich erweiterte; so sah man sich genötigt, die vorzustellenden Gegenstände kürzer zu fassen, und die symbolischen Figuren auf einfachre zurükzufüren, welche mit den vorzustellenden Gegenständen wenig oder gar keine Aenlichkeit hatten. So entstand die sogenannte karakteristische Schriftform, welche durch willkürliche Zeichen die Mängel der symbolischen ersezzen soll.

Von

Von dieser Art sind die Sinesischen Schriftzeichen. Da aber diese Vereinfachung der Hieroglyphen nicht auf dieselbe Art geschah; so entstand eine große äuserst nachtheilige Menge von Schriftarten, wider welche die Sinesen die grausamsten Masregeln gewält haben. * Der Uibergang von der symbolischen Art zu schreiben zu der karakteristischen ist sehr leicht. Wenn eine Sache öfters geschrieben werden muß, so gewönt man sich in der Folge an leichtre Züge und Abkürzungen, wodurch die Form der ersten Schrift merklich geändert wird. Unsre Ziffer enthalten Beispiele solcher Abkürzungen. Die Zeichen der Zalen von I. II. III. IIII. werden sehr natürlich, wenn wir ihre Bestandteile aufsuchen. Sie sind — = ≡ #. Geschwindschreiber reduzirten diese Figuren. Nachdem man das Zeichen der Einheit I gewält hatte, so waren nun die Zei-

chen

* Abhandlungen Sinesischer Jesuiten B. I S. 138 und Préface de l'Eloge de Moukden.

chen II. III. IIII. völlig natürliche Zeichen für die Zalen, welche sie vorstellten. Aber die große Unbequemlichkeit, oder auch Unverständlichkeit, welche aus weitrer Fortsezung dieser Zeichen entstanden sein würde, bewogen die Römer, zu einen verabredeten Zeichen ihre Zuflucht zu nemen, und daher V statt IIIII zu sezzen, so wie man bereits statt natürlicher Zeichen verabredete Figuren aufgenommen hatte.

Auf diesen Stufen erhob sich endlich der menschliche Verstand zu einer vollkommnern Schriftart, welche nicht die Dinge selbst, oder ihre Bilder, sondern nur ihre Laute, die Wörter, darstellt. Indes war die Buchstabenschrift doch aus den Hiroglyphen und Karaktern abgeleitet, wie es Jakson, Warbuton, Court de Gebelin und Andre durch Vergleichung der ältesten Buchstaben mit der Gestalt bekannter Dinge sehr einleuchtend gemacht haben. *

Die

* Gewönlich nimmt man an, die Erforschung der Natur der Stimme und ihrer Werkzeuge, die Unter-

Die Sylbenschrift, bei welcher noch heut zu Tage einige Völker z. B. die Nubier und Abißiner stehen geblieben sind **, bereitete die Erfindung der Alphabetischen vor. Diese Zeichen waren noch leichter, als die, derer man sich in alten Zeiten zur Schrift bediente. Indes läßt sich die Epoche ihrer Entstehung und der Name ihres Erfinders nicht genau angeben. So viel scheint ausgemacht, daß die Buchstabenschrift schon vor Moses existirt, und daß also dieser Gesezzgeber sie nicht erfunden habe, wie verschiedne Kirchenväter behauptet hatten. Ihre Erfin-

Unterscheidung der Sylben und einzelner Töne, verbunden mit dem Gedanken, man könne zu Zeichen nemen, was man wolle, haben zur Erfindung der Buchstabenschrift Anlas gegeben. Aber diese Hypothese sezt eine Kenntnis der Sprache und Sprachwerkzeuge voraus, welche für die alte, rohe Zeit zu fein ist.

** Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois: Tom II Londres 1774. Sect. VII p. 132.

Erfindung fällt wahrscheinlich in die Epoche zwischen Noa und Moses. Um den Ruhm dieser Erfindung stritten die alten Völker eben so sehr, wie die neuern um die Ehre der Erfindung der Buchdrukkerei. Plato im Philebus und Phädon, und Tacitus im XVI B. 14. K. der Annalen eignen dieselbe den Egyptern, Lucan im III B. der Pharsalischen Schlacht und Plin im V B. der Naturgeschichte aber den Phöniziern zu. Sanchuniaton der erste profane Geschichtschreiber, welcher die Geschichte von Taut, Thet, oder Thoit genau erforscht hatte, gibt diesen als den Urheber des Alphabets an. Stimmt man ihm bei, so entsteht die weitre Frage, welches das Vaterland dieses großen Mannes gewesen sei? Als die jungen Griechen Egypten besuchten, erwies man dort schon dem Schrifterfinder Thoit göttliche Ehre. Es läßt sich also leicht begreifen, wie die Griechen denselben für einen Egypter hielten. Aus den Händen der Phönizier empfiengen die Griechen und Europäer die Schriftkunde. Dieses Volk hatte an sämmtlichen Küsten des mittel-

ländi-

ländischen Meres und nach Griechenland, welches unter den europäischen Ländern Asien am nächsten liegt, einen ausgebreiteten Handel, und fürte den Inseln und Seestädten in der Nachbarschaft von Europa und Asien dasienige zu, was die Aßyrer und Egypter erfunden, oder von den Griechen überkommen hatten. Vorzüglich als die Phönizier durch den stürmischen Einbruch der Ebräer aus ihren Sizzen verdrungen wurden, breiteten sie die Buchstabenschrift im Abendlande aus. Die phönizischen Buchstaben sind die ältesten von den uns heut zu Tage bekannten, und die europäischen leiten aus denselben ihren Ursprung. Es läßt sich also auch leicht der Grund angeben, warum man den Thoit zu einem Phönizier gemacht habe: Man glaubte diesen Widerspruch, welcher das Vaterland des Schrifterfinders betrift, dadurch lösen zu können, daß man annam, Taut habe ungefär 150 Jare nach der Sündflut die Buchstaben in Egypten erfunden, und sie dann nach Griechenland gebracht, wo dessen Nachkömmlinge 400 J. regierten. Aber Wahl (allgemeine Geschichte

der morgenländischen Sprache und Litteratur, Leipzig 1784. S. 596. und Versuch einer allgemeinen Geschichte der Litteratur 1. T. Erfurt 1787. S. 65.) hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß den alten Babyloniern die Ehre dieser Erfindung gebüre. Die Namen dieser Lettern athmen nomadisches Vaterland; Babylonien ist der Ursizz aller Nomaden. Taut soll Erfinder der Sternkunde, der Tonkunst und der Leier sein; wie genau paßt diese Schilderung auf Babilonien, wo diese Erfindungen zu Hause sind? Man hat Gründe, den Babiloniern den ersten Gebrauch der kyriologischen und symbolischen Schrift zuzueignen, warum nicht auch den Gebrauch der alphabetischen? Von Babilonien gieng diese Erfindung in andre Länder über. Die Phönizier, welche den ausgebreitetsten Handel in der alten Welt trieben, waren die Werkzeuge zur Ausbreitung der Schrift. Kadmus und die Pelasger brachten sie unter Phönizischer Fane nach Griechenland, wo sie wesentliche Veränderungen erlitten. Sie erweiterten die Anzal der Buchstaben,

ben, derer sie nur sechszehn bis auf Simoni-
des hatten, und thaten der Konsonantenschrift
des Orients auch Zeichen für Hilfs- und zu-
samm gesezte Laute hinzu. Ich vermute, daß
zur Erfindung derselben die Erweit-rung der
Begriffe und Kenntnisse und der daraus entste-
hende größre Wörtervorrat, zu dessen Bezeich-
nung die Konsonantenschrift nicht mehr zureichte,
Gelegenheit gaben. *

Das

* Ich füle hier eine Lükke, durch deren Ausfül-
lung sich die Altertumsforscher Ruhm erwerben
könnten. Gab es keine pelasgische Buchstaben?
Entsprechen die sechszehn Buchstaben, mit wel-
chen Kadmus die Griechen beschenkt haben soll,
dem Alphabete des Samaritanen, oder den
Karaktern, welche man als die ursprünglichen
unter den, mit den Phöniziern der Sprache
nach verwandten, Ebräern annemen will? Fra-
gen, welche der Aufmerksamkeit und Unter-
suchung scharfsinniger Geschichtforscher ganz
würdig sind.

Das griechische Alphabet ging zu den Etrusfern und Römern über. Die übrigen Europäer zeltischen Ursprungs empfingen die Buchstabenschrift entweder von den Kartaginensern oder den Griechen und Römern. Wie die Griechen, als ihre Macht und Weisheit sie über alle Völker der Erde erhub, ihre Schrift in Asien, Egypten, Italien, Gallien, Sizilien und auf den blühendsten Inseln der morgenländischen und mittelländischen See eingefürt hatten: eben so haben auch die Römer, als sie die ganze Welt sich unterwarfen, den überwundnen Völkern besonders in Gallien, Spanien und Deutschland ihre Schrift mitgeteilt; daher sind selbst unsre gotischen Lettern nichts anders, als verdorbne römische Buchstaben. Die etruskischen und runnischen Züge sind verloren, und nun ein Rätsel für die grössten Sprachkundigen. *

Die

* Von Broßes über Sprache und Schrift. B. I K. 7. S. 318. — Vortreflich, und eines Mitgliedes der Mannheimer deutschen Gesellschaft ganz würdig, hat

Die Schriftzüge wurden aber von verschiedenen Völkern auf verschiedne Art gefürt. Man kann vier Arten derselben unterscheiden. 1) Die kreisförmige, welche wir noch auf Münzen und Denkmälern finden. 2) Die senkrechte (perpendikuläre), in der Buchstaben unter Buchstaben oder Wörter unter Wörter zu stehen kommen. 3) Die Furchenschrift, wo man wechselsweise von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten mit einer verbindenden Einkrümmung schrieb. Die alten Griechen und Skandinavier waren die einzigen Völker, bei denen der sogenannte Bustrophedon im Gebrauche war. Doch auch die Römer im Anfange hatten ebenfalls diese Schrift, und daher soll bei diesen nach Marius Viktori-

hat Herr Hofbischoff Häfelin den Ursprung und die Abwechslungen der gedrukten und geschriebnen Buchstaben entwikkelt in zwei Aufsäzzen, welche im I B. der Schriften der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft in Mannheim 1787 eingerükt sind.

nus der Name Versus entstanden sein. 4) Die wagerechte (horizontale), wo die Schriftzüge in derselben Richtung nebeneinander entweder von der Rechten zur Linken, oder von dieser zu iener, gestellt werden. Jene ist die eigentliche Schreibart der Orientalen, diese ward späterhin zur Sitte der Abendländer. — Die Sinesen, Japonier, Tartarn und Juguren schreiben von oben nach unten, die Bewoner der philippinischen Inseln, die Malayen und Malabaren von unten nach oben.

III Kapitel.

Vollkommenheit der Schrift.

Die Vollkommenheit der Schrift muß nach dem Ideale vollkommner Zeichen beurteilt werden. Ihr Zweck ist Mitteilung und Erhaltung unsrer Gedanken und Entdekkungen. Je mehr sie diesem entspricht, desto vollkommner ist sie. Die malende Schrift ist Allen verständlich, und sehr bestimmt: dann mit ieder Figur ist nur eine einzige fixe Vorstellung verbunden. Es liegt also in iedem Zeichen zugleich die Erklärung der Sache. Aber diese Schrift ist von äuserst eingeschränktem Gebrauche; daher, daß nur die rohesten Völker bei derselben stehen geblieben sind. Da aber die Kenntnisse sich vermehrten, da man nicht blos die Gegenstände im allgemeinen, sondern auch ihre Beschaffenheiten zeichnen wollte, so ward

die Bedeutung der ersten Bilderschrift weitläuftiger.

Diese neue metaphorisch malende Schrift hatte zwar mehr Vollkommenheit, als die ursprünglich dürftige; aber sie hatte auch wieder ihre eignen Schwierigkeiten. Sie foderte gleich iener viel Zeit und Raum, und war schwer zu einem Sazze zu vereinen, aber besonders hatte sie eine eigne Dunkelheit, welche aus der unbestimmten schwankenden Bedeutung, in welcher die symbolischen Bilder stehen, erwuchs. Die metaphorische Schrift hatte zwar einige Aenlichkeit mit den zu bezeichnenden Gegenständen; aber zur Entdekkung dieser Punkte der Aenlichkeit gehörte eine besondere Ansicht des Gegenstandes, oder Versezzung in den besondern Gesichtskreis desienigen, welcher sich dieses Symbols bediente. Nur ein Beispiel der Dunkelheit der symbolischen Schrift. Als Darius mit seinem Heere in Scythien eindringen wollte; so schikte ihm der König dieses tapfern Volkes einen Frosch, einen Vogel, eine Mause und fünf

Pfeile.

Pfeile. Der Abgesandte legte schweigend sein Geschenk hin, und reißte ab. Orontopages und Xiphodras, die Feldherrn der Perser, teilten sich über den Sinn und die Erklärung dieser Depesche. Jener sah diese Botschaft als Anzeige von der Übergabe des Scytischen Reiches unter die Herrschaft der Perser an. Unter der Mause, sagte er, wird die Wonung der Scythen, unter dem Vogel die Luft, welche sie athmen, unter dem Frosche ihre Wässer, unter den Pfeilen ihre Waffen verstanden. Sie wollen nun durch dies Geschenk anzeigen, daß sie uns alles übergeben, sich ganz der Herrschaft der Perser unterwerfen. Nicht so, erwiderte der andre Feldherr; sie lassen uns bedeuten, daß, wenn wir nicht wie die Vögel davon fliegen, nicht wie die Mäuse unter die Erde kriechen, oder wie die Frösche unter das Wasser schlüpfen, wir ihren Pfeilen nicht entgehen werden. Wie dunkel und rätselhaft sind nicht die Egyptischen Hieroglyphen, in welchen ein Teil der Zeitgenossen die Geschichte dieses Volkes, ein andrer Schäzze der Weisheit zu finden

 glaubt?

glaubt? Diese Dunkelheit der einzelnen so=wol, als der verbundnen Symbole, so wie ihre Weitläuftigkeit mußten bald den Wunsch rege machen, diese Schrift zu vereinfachen. Er ward dadurch realisirt, daß man diese Figuren durch Züge ausdrükte, welche mit dem bezeichneten keine Aenlichkeit mehr hatten, sondern blos konventionell waren.

Diese Schrift hat vor den vorhergehenden Vorzüge, aber auch wieder eigne Unbe= Unbequemlichkeiten. Soll sie den unzäligen Bedürfnissen der Menschen auch nur im unvollkommnem Grade abhelfen, so wird der Umfang ihrer Züge unbegrenzt. Das Leben der Menschen reicht denn nicht zu, all diese Karaktere zu lesen und zu schreiben. Eine so bequeme Schreibart, daß selbst ein gelerter Sinese in seinem ganzen Leben nur unvollkommen und nur zum Teile sein Alphabet erlernt.

Die Buchstabenschrift ist unter allen Schriftarten die vollkommenste, so wie auch eine der vorzüglichsten Erfindungen des menschlichen

Geistes.

Geistes. Was die artikulirten Töne für die Sprache sind, das sind die Buchstaben für die Schrift. Durch sie erhält ieder Schall ein eignes ihm entsprechendes Zeichen, welches mit keinem andern verwechselt werden kann. Dieser Zeichen sind so wenig, und sie sind von solch einer leicht verständlichen Form, daß sie bald können erlernt werden; und doch ist kein Begrif, keine Empfindung, welche nicht durch dieselben könnte aufgezeichnet werden. Die Buchstabenschrift ist also leicht, kurz und reich, daher am tauglichsten, Kenntnisse und Einsichten ieder Art mitzuteilen, auszubreiten und der spätesten Nachwelt zu überliefern. *

* Ob eine allgemeine karakterisrische Schrift möglich und nüzlich sei, wird sich aus dem, was ich von der allgemeinen karakteristischen Sprache im VI Hefte gesagt habe, leicht beantworten lassen.

Ver=

Verbesserungen.

Seite 33 Zeile 17 muß es heissen, die Figur des k.

Seite 57 ganz oben lies gebildeten Mundarten statt ungebildeten.

Verbesserungen.

Seite 33 Zeile 17 muß es heissen, die Figur des k.

Seite 57 ganz oben lies gebildeten Mundarten statt ungebildeten.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dorsch, Anton J.,

Philosophische Geschichte der Sprache und Schrift

Mainz 1791

L.gen. 21
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10582875-7
VD18 14442116